1,30 DM / Band 37
Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 10.-

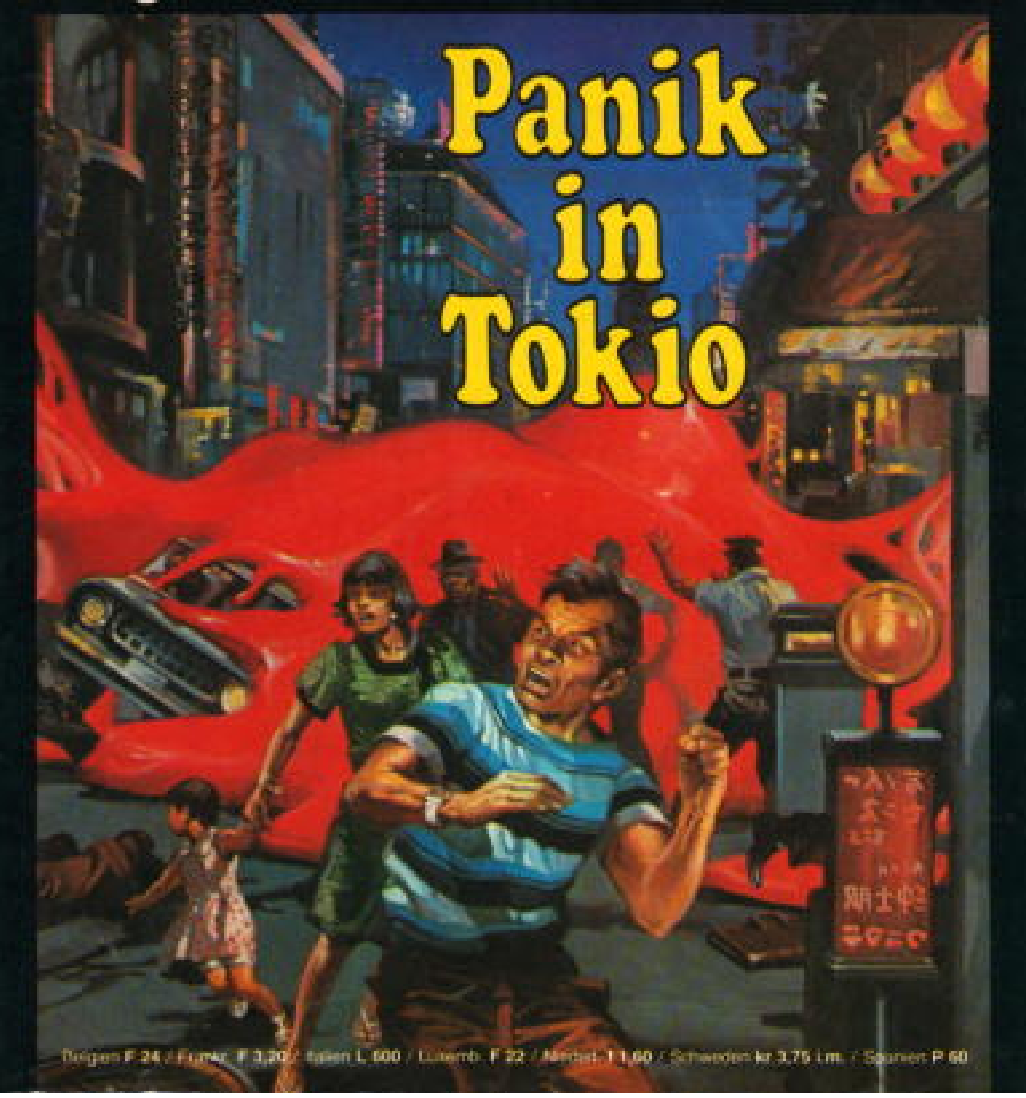
Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark





Panik in Tokio

John Sinclair Nr. 37

von Walter Appel

erschienen am 20.03.1979

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Panik in Tokio

Professor Ota Hakato war der erste Diener des Schwarzen Todes in Japan. Ein schwarzer Kimono, mit Todessymbolen bedruckt, umhüllte seine hagere Gestalt. Hakatos Ziel war es, das Reich der aufgehenden Sonne in die Gewalt der Hölle zu bringen, es zu einem Stützpunkt des Satans zu machen. Dazu schuf er auf der Vulkaninsel Sumisu eine Waffe mit ungeheurer Vernichtungskraft: den Roten Dämon. Er sollte Tokio in Panik versetzen.

Büroarbeit und das Verfassen von Berichten habe ich schon immer gehaßt. Dann wollte ich mich lieber mit einem ordentlichen Dämon herumschlagen. Ich stocherte in den Zähnen, wo eine hartnäckige Fleischfaser von der Steakmahlzeit in der Mittagspause sich festgeklemmt hatte.

Das Steak war zäh gewesen, vielleicht hatte es mal zu Lebzeiten einen Milchwagen gezogen oder im Stall eines Reitclubs gewiehert.

Ich las die Notiz der Kassenabteilung zu meiner letzten Spesenabrechnung. Da waren mehrere Posten unklar, achtzehn Pfund machten sie insgesamt aus.

Wie sollte ich mich bei all dem Trouble noch erinnern, wofür ich jeden einzelnen Pence ausgegeben hatte? Es war zum Verrücktwerden.

Das Schrillen des Telefons riß mich aus meinem Nachdenken. Ich nahm ab.

»Sinclair, Großbritannien.«

»Powell.« Die Stimme des Superintendenten war unverkennbar. Er schaffte es mitunter, sogar am Telefon magenleidend zu erscheinen. »Kommen Sie bitte zu mir, John. Sofort.«

Das war es. Ich legte auf und erhob mich, strich mir übers blonde Haar und rückte die auf halbmast hängende Krawatte zurecht. Wenn Superintendent Powell jetzt auch bürokratische Querelen auf Lager hatte, reichte ich vielleicht am besten meinen Resturlaub ein.

In meinem Vorzimmer klapperte Glenda Perkins, meine ebenso hübsche wie tüchtige Sekretärin, auf ihrer Schreibmaschine. Sie lächelte mich an wie die Frühlingssonne. Glenda Perkins schwärmte für mich, und das nicht erst, seit ich sie in Schottland aus den Klauen des Schwarzen Henkers gerettet hatte.

Doch ich wollte keine Affäre in der Dienststelle, das hätte zu viele Komplikationen ergeben.

Ich erwiderte Glendas Lächeln.

Die Korridore des New-Scotland-Yard-Gebäudes waren fast leer. Anderthalb Minuten später saß ich vor Superintendent Powells Schreibtisch. Er lugte hinter seinen flaschendicken Brillengläsern nicht gerade optimistisch in die Welt.

»Waren Sie schon mal in Japan, John?«

»Mit dem Finger auf der Landkarte, ja.«

Powell quälte sich ein Grinsen ab.

»Offenbar hat es sich bis dahin herumgesprochen, daß wir hier beim Yard einen Spezialisten für übernatürliche Fälle haben. Lesen Sie dieses Fernschreiben.«

Er reichte es mir über den Schreibtisch, und ich las. Der Schrieb war in einem gestelzten Englisch gehalten.

Man wollte wissen, ob es möglich wäre, den sehr verehrten Sinclair-san für eine bestimmte Mission nach Japan zu entsenden.

Übernatürliche Kräfte waren im Spiel. Die Japaner wußten offensichtlich nicht weiter. Genauere Angaben fehlten.

»Bei uns liegt nichts Dringendes an«, sagte der Superintendent. »Ich wäre geneigt, Sie nach Tokio zu schicken, John. Aber ich wollte zuvor Ihre Meinung hören.«

»Mich hält hier nichts. Von einem Haufen Papierkrieg und einer unerledigten Spesenabrechnung abgesehen. Achtzehn Pfund, sieben Shilling und drei Pence sind unklar. Solange ich mit der Finanzabteilung nicht im reinen bin, kann ich England nicht verlassen.«

Powell winkte ab.

»Ihren Humor möchte ich mal übers Wochenende haben. Den Schreibkram soll Miß Perkins erledigen, und den Spesenzettel schicken Sie nur zu mir. Ich zeichne das ab. Damit wären Sie also frei für den Auftrag in Japan und auch bereit ihn zu übernehmen?«

»Ja, Sir.«

»Fein. Nehmen Sie die nächstmögliche Maschine. Ich verlasse mich auf Sie, John. Sie haben freie Hand. Versuchen Sie, in Japan nicht zu sehr ins Fettnäpfchen zu treten, es könnte diplomatische Verwicklungen geben. Andererseits, falls Sie erfolgreich sind, wird sich das auch günstig auf unsere diplomatischen Beziehungen zu den Japanern auswirken.« Der Superintendent räusperte sich. »Da würde Ihre Abteilung lobend erwähnt.«

Ich roch den Braten. Dann konnte auch der Superintendent Powell glänzen, den es schon lange wurmte, daß er noch nicht geadelt worden war. In seinem Alter und bei seinen Verdiensten.

Wo doch sogar die Beatles in den Rang von Members of the British Empire erhoben worden waren. Nun, mir war es gleich, auf welchen Schleichwegen der Superintendent zu seinem Adelsprädikat kommen wollte. Ich erhob mich, doch eine Frage hatte ich noch.

»Kann Suko mich begleiten?«

»Nehmen Sie ihn nur mit.« Suko arbeitete offiziell nicht für New Scotland Yard, wurde aber öfters bei Fällen, die ich bearbeitete, als freier Mitarbeiter eingesetzt. »Die Unkosten liegen in diesem Fall ohnehin bei den Japanern. Lassen Sie sich an der Kasse einen Vorschuß in angemessener Höhe geben.«

Dem Kassenleiter würden die Augen vorquellen, wenn ich ohne die korrigierte Spesenrechnung antrabte und dazu noch eine nicht unerhebliche Summe verlangte. Er hatte seinen Spaß gehabt, als er meine Spesen ablehnte, jetzt hatte ich meinen.

»Okay, Sir, ich bin schon nach Japan unterwegs.«

»Vergessen Sie nicht, sich hin und wieder mal zu melden. Und – passen Sie auf sich auf, John. New Scotland Yard braucht Sie.«

Damit war ich entlassen. Ich erledigte beim Yard, was noch anlag.

Glenda Perkins buchte meinen Flug nach Tokio. Ein anderer Kontinent, eine andere Welt erwartete mich.

Ich holte meinen Bentley vom Parkplatz und fuhr zu meiner Wohnung in einem Apartmenthaus im Norden Londons. Es war Mittwochnachmittag wenige Minuten vor halb drei Uhr, und der Verkehr auf den Straßen hielt sich in Grenzen. Zum Zeitpunkt der Rushhour würde alles verstopft sein.

Suko traf ich nicht zu Hause an.

Vermutlich trainierte er in seinem Karateclub. Ich rief von meiner Wohnung aus dort an. Tatsächlich, Suko war da. Er sagte zu, gleich zu kommen.

Daß er mich begleiten würde, darüber gab es keine Diskussion. Bevor ich zu packen begann, telefonierte ich mit den Conollys, mit Sheila und Bill. Bill war mein alter Freund und Kampfgefährte aus seligen Zeiten.

Doch seit seiner Eheschließung klopfte ihm seine bildhübsche Ehefrau Sheila energisch auf die Finger, wenn er wie früher mit mir losziehen wollte.

Bill Conolly meldete sich nach dem achten Läuten. Bevor ich etwas sagen konnte, sprudelte er hervor. »John, John, stell dir vor, er hat gelacht!«

»Wer? Der Milchmann?«

»Rede keinen Unsinn. Der kleine John natürlich, unser Baby, mein Junge, dein Patenkind. Er hat mich angelacht, als ich ihn vorhin aus der Wiege hob. Und wie herzig er gelacht hat, das kannst du dir überhaupt nicht vorstellen.«

Bill Conolly erzählte weiter von dem Baby, er war ganz weg vor Begeisterung. Endlich kam ich auch mal zu Wort.

»So?« meinte Bill lediglich. »Nach Tokio reist du? Dann guten Flug. Was den kleinen John betrifft, der hebt schon tüchtig den Kopf. Er macht von Tag zu Tag Fortschritte.«

Ich zündete mir eine Zigarette an, während ich Bill Conollys Erzählungen über seinen Sprößling lauschte. Der gute Bill redete wie ein Buch. Dann brach er abrupt ab.

»Er schreit. Und Sheila ist nicht im Haus. Ich muß sofort nachsehen. Bis später, John.«

»Bis später.«

Ich grinste, als ich auflegte.

Es klingelte, und als ich an die Wohnungstür ging und durch den Spion schaute, erkannte ich Suko. Bis zum Abflug der Maschine vom Flughafen Heathrow blieben uns noch dreieinhalb Stunden Zeit, in der einiges über die Bühne gebracht werden mußte.

***

Der gelbe Bell-Ranger-Hubschrauber mit dem extragroßen Tank war vor einer Stunde von Hamamatsu an der Ostküste der japanischen Hauptinsel Honschu aufgestiegen. Rund fünfhundert Kilometer hatte der Helikopter zurückgelegt, jetzt schwebte er über der Insel Sumisu.

Auf der kleinen Insel gab es ein Dorf, dessen Bewohner von Landwirtschaft und Fischerei lebten. Am Nordkap erhob sich der vulkanische Berg, der schon seit über zweihundert Jahren nicht mehr in Tätigkeit getreten war.

Doch tief im Innern der Erde brodelte nach wie vor das Magma und waren Urgewalten am Werk. Der Sumisu-Vulkan ruhte, doch erloschen war er nicht. Eine dünne Rauchwolke aus dem Hauptkrater, heiße Geysire und Fumarolen auf dem östlich gelegenen Plateau und aus Erdspalten aufsteigende Dämpfe kündeten davon.

Die Einheimischen mieden den Nordteil der Insel. Dort war es nicht geheuer, denn in den Höhlen des Vulkanberges hausten Ota Hakato und seine Helfer. Ob Professor Hakato noch ein Mensch oder schon ein Dämon war, wußte niemand so genau.

Seinen Taten und seiner Gesinnung nach mußte er auf jeden Fall zu den Dämonen gerechnet werden.

Der Helikopter landete auf dem Plateau, nur zweihundert Meter von dem großen Höhleneingang entfernt, der den Zugang zu Professor Hakatos Reich bildete. Die Schwärze dieses Höhleneingangs war viel intensiver als die einer stockfinsteren Nacht.

Sie war wie ein Vorhang, der etwas Unheimliches und Schauriges verdeckte. Die Rotoren des Hubschraubers wirbelten Staub und kleine Gesteinsstückchen auf. Die Tür der für sechs Passagiere vorgesehenen Kabine wurde geöffnet, und zwei Männer stiegen aus.

Der Pilot blieb in der Kanzel, so lauteten seine Anweisungen.

Der eine Passagier war für einen Japaner mittelgroß und Ende vierzig. Er kleidete sich sehr konservativ mit einem schwarzen Anzug, weißem Hemd und dunkler Krawatte. Die Gläser seiner Brille waren rund, das Gestell einfach.

Unterm Arm trug er eine schwarze Aktentasche.

Ihm folgte ein Bär von einem Mann, gleichfalls ein Japaner mit fettem Gesicht und schmuddligem Rollkragenpullover. Der Koloß war ein Sumoringer und wog über zwei Zentner. Wo er entlang walzte, da wuchs kein Gras mehr.

Der Sumoringer war der Leibwächter des Aktentaschenträgers Itsu Taisuke, eines hohen Funktionärs des größten japanischen Verbrechersyndikates. In Japan regierten die Traditionen, da durfte nicht jeder rauben oder morden, wie es ihm paßte. Die ›ehrenwerten‹ Berufe eines Räubers oder Mietkillers vererbten sich nicht selten vom Vater auf den Sohn.

Neulinge in der Branche taten gut daran, sich mit der für sie

zuständigen Syndikatsabteilung ins Einvernehmen zu setzen. Sonst endeten ihr Leben und ihre Verbrecherlaufbahn schnell und drastisch.

Der ehrenwerte Itsu Taisuke marschierte im Stelzschritt auf den Höhleneingang zu, gefolgt von seinem Leibwächter. Aus einer Erdspalte trieb ihm ätzender Qualm ins Gesicht, doch Taisuke verzog keine Miene.

Auch nicht, als sich knapp vor ihm zwei Gestalten aus der Dunkelheit des Höhleneingangs lösten. Sie waren hochgewachsen, das lange Haar umflatterte ihre Köpfe im Seewind. Ledermasken bedeckten die Gesichter völlig, und die Hände steckten in ledernen Handschuhen.

Die Kimonokleidung der beiden Unheimlichen war alt und zerfetzt. Sie bewegten sich ruckhaft, ihre Hände umklammerten langstielige Naginatas. Schwertlanzen mit einer einen halben Meter langen, rasiermesserscharfen Klinge.

Die Wächter überkreuzten die Klingen der Naginatas schräg und versperrten Itsu Taisuke den Weg.

»Halt«, sagte der eine Wächter mit heiserer Flüsterstimme. »Wer seid ihr, und was wollt ihr?«

»Mein Name ist Itsu Taisuke. Ich bringe wichtige Nachricht, die Professor Ota Hakato dringend erwartet. Laßt mich durch.«

Die Wächter standen regungslos. Es war, als erhielten sie eine Gedankenbotschaft oder als werde durch Magie eine Anweisung an sie übertragen.

»Wartet hier draußen«, flüsterte der Sprecher dann. »Sprecht nur, der ehrenwerte Hakato-san hört euch. Falls ihr eine schriftliche Nachricht habt, übergebt sie uns, wir leiten sie weiter.«

Itsu Taisuke preßte die Lippen zusammen, blaß vor Zorn. Er, ein mächtiger Mann im Syndikat, der über Leben und Tod zu entscheiden hatte und Millionenwerte dirigieren konnte, sollte abgefertigt werden wie ein dummer Junge! Damit verlor er sein Gesicht, für einen Japaner eine ungeheure Brüskierung.

»Entweder spreche ich mit Professor Hakato persönlich, oder er wird von mir gar nichts erfahren«, sagte Taisuke schroff.

Die ledergesichtigen Wächter rückten vor. Der eine packte Taisuke am Arm. Sein Leibwächter griff ein. Mit einem Schnauben warf er sich gegen den zweiten Kimonoträger mit der Naginata und wollte ihn allein durch die Wucht seines Anpralls wegschleudern wie einen Ball.

Doch der Wächter stand wie ein Fels. Er ließ die Naginata fallen, weil er sie im Nahkampf nicht einsetzten konnte, und packte den schwergewichtigen Leibwächter an der Kehle. Der Wächter war nicht warm und nicht kalt.

Seine Kräfte glichen denen einer stählernen Feder. Geschickt hatte er sich dem Anprall des Leibwächters entgegengestellt. Der Sumoringer hob ihn aus. Überrascht stellte er fest, daß der Unheimliche im

zerfetzten schwarzen Kimono nahezu gewichtlos war.

Er schleuderte ihn herum. Wie eine Klette krallte sich der Wächter mit der Ledermaske fest, und Itsu Taisukes Leibwächter spürte, wie ihm die Kräfte schwanden.

Wie ein Nebel kroch es in sein Gehirn und löschte seinen Kampfgeist aus. Seine Glieder wurden so schwer wie Blei, und der massige Mann konnte sich nicht mehr wehren.

Als der Wächter von ihm abließ, stand er mit hängenden Armen reglos da. Auch Itsu Taisuke sträubte sich nicht mehr, obwohl bei ihm der Effekt nicht so stark war wie bei seinem Leibwächter. Der Unheimliche mit der Ledermaske, der ihn am Arm gepackt hielt, setzte die scharfe Schneide seiner Naginata an Taisukes Kehle.

»Rede!« zischte er mit heiserer Flüsterstimme. »Hakato-san hört dich!«

»Sprechen Sie endlich, Taisuke«, forderte ihn auch eine dröhnende Stimme auf, die direkt aus dem schwarzen Höhleneingang drang. »Das Syndikat sollte inzwischen wissen, wer der Stärkere ist. Hinter mir steht die geballte Kraft der Schwarzen Magie. Wenn Sie nicht sprechen, Taisuke, dann sende ich Ihren Kopf nach Honschu zurück!«

Jetzt wagte Itsu Taisuke keinen Widerstand mehr.

»Die Regierung hat Ihre Forderungen leider abgelehnt, erhabener Hakato-san«, sagte er mit bebender Stimme, die Naginata an der Kehle. »Weder das Unterhaus noch das Oberhaus sind bereit, sich ihren Weisungen zu beugen. Ihnen den Titel eines Shoguns einzuräumen, ist strikt zurückgewiesen worden.«

Ein Shogun war ein Machthaber mit militärischem und zivilem Oberbefehl. Jahrhundertelang hatten Shogune in Japan geherrscht, während die jeweiligen Tennos, die Kaiser, nur Marionetten gewesen waren.

»Die übrigen Punkte wurden ebenfalls abgelehnt«, fuhr Taisuke fort. »Soll ich sie im einzelnen aufzählen?«

»Nicht nötig. Ich weiß selbst, was ich gefordert habe. Haben Sie ein offizielles Dokument von der Regierung?«

»Ja, Hakato-san.«

Taisuke öffnete die schwarze Aktentasche, die er noch immer unter dem Arm trug. Er nahm ein offizielles Schreiben heraus. Die Silbenzeichenschrift war kunstvoll mit Tusche niedergemalt.

»Darin steht, daß die Regierung Ihnen die japanische Staatsbürgerschaft aberkennt, Hakato-san, und daß Sie – mit Verlaub gesagt – Harakiri begehen sollen.«

Ein lautes Zähneknirschen erscholl, ein Fluch folgte. Ein Sog riß Taisuke das Schriftstück aus der Hand und wirbelte es in den Höhleneingang, wo es verschwand.

»Das werden mir diese Großsprecher im Parlament büßen«, dröhnte

die Stimme aus der Felsenhöhle. »Jetzt hält mich nichts mehr zurück, ich lasse den Roten Dämon los.«

»Den großen Dämon?« rief Itsu Taisuke, trotz seiner Apathie schaudernd.

»Natürlich. Kehren Sie zurück, und berichten Sie der Spitze des Syndikats, was ich gesagt habe, Taisuke. Meine Antwort wird die Regierung direkt erhalten.«

»Da ist noch etwas, Hakato-san«, sagte der angstbebende Abgesandte. »Die Regierung hat aus England Hilfe angefordert. Einen Mann, der schon oft gegen Dämonen und übernatürliche Mächte gekämpft haben soll. Sein Name ist John Sinclair.«

»John Sinclair!« Ein eisiger Sturm brauste aus dem Höhleneingang, zerrte an den Kleidern Itsu Taisukes und seines Leibwächters und ließ die Kimonofetzen der unheimlichen Wächter wirbeln. »Dieses Stück Aas wagt sich in meinen Machtbereich? Er wird nicht mehr lange leben. Das Syndikat ist mir für seine Erledigung verantwortlich. Setzt die Dämonischen auf ihn an. Und jetzt verschwinden Sie, Taisuke. Ihr Leibwächter bleibt hier; zur Strafe für Ihren Frevel wird er sterben. Seien Sie froh, mit dem Leben davonzukommen.«

Der Wächter stieß den Abgesandten des Syndikats zurück. Itsu Taisuke verbeugte sich tief und hastete dem Hubschrauber zu. Seinem Leibwächter gönnte er keinen Blick mehr.

Auf einen Wink des zweiten Wächters setzte der Sumo-Koloß sich in Bewegung. Die Schwärze des Höhleneingangs verschluckte ihn, als wäre er nie gewesen. Was ihn erwartete, waren Grauen und Tod. Seine Lebenskraft sollte den Roten Dämon stärken, Professor Ota Hakatos Meisterschöpfung.

Dröhnend jagte der Hubschrauber steil empor, in den blauen, fast wolkenlosen Himmel hinein. Itsu Taisuke saß allein in der Passagierkabine, seine Zähne klapperten nach dem überstandenen Schrecken. Dabei war er nicht einmal in dem Höhlenlabyrinth von Professor Hakato gewesen.

***

Am Mittwochabend um halb neun waren wir vom Londoner Großflughafen Heathrow abgeflogen. Nach Ortszeit 26 Stunden später kletterten wir nach drei Zwischenlandungen auf dem Internationalen Flughafen Haneda aus der Boing 707 der Japan Air Lines.

Acht Stunden gingen für die Zeitverschiebung drauf, doch der Flug war immer noch lang genug gewesen. Eine Strapaze. Ich fühlte mich völlig zerknittert, und Suko war nicht besser dran.

Ich, John Sinclair, der jüngste Oberinspektor von New Scotland Yard, auch als der Geisterjäger bekannt. Und Suko, mein chinesischer Freund, der Hüne mit den Bratpfannenhänden und dem Kindergemüt.

Es brauchte viel, um Suko aus der Ruhe zu bringen, aber wenn er erst einmal ernsthaft loslegte, brachte man sich am besten schnell in Sicherheit.

Auf dem Großflughafen 14 km außerhalb von Tokio konnte man sich verlaufen. Wir hatten Glück, daß wir bereits an der Paßkontrolle erwartet wurden. Ein gutgekleideter junger Japaner wieselte heran. Er sprach ein vorzügliches Oxford-Englisch, trug eine rote Krawatte mit weißen Punkten um den Hals und zeigte beim Lächeln links einen goldenen Zahn.

Eine schwarze Hornbrille sollte ihn älter und seriöser wirken lassen. Ich hatte den Verdacht, daß ihr Gestell nur ganz normales Fensterglas enthielt, was dem gewünschten Effekt aber keinen Abbruch tat.

Der Japaner schüttelte uns eifrig die Hände und stellte sich als Mr. Yakushi vom Innenministerium vor. Die Paßformalitäten und den Zoll konnten wir uns dank seiner Fürsprache sparen. Lediglich aufs Gepäck hatten wir eine Weile zu warten.

Meinen Einsatzkoffer hatte ich als Handgepäck mitgenommen. Die moderne vollautomatische Fluggepäckabfertigung hat nämlich mitunter ihre Tücken. Und ich wollte nicht riskieren, daß mein Spezialkoffer auf Hawaii oder sonstwo landete, während ich in Japan den Dämonen nur mit der Zahnbürste bewaffnet gegenüberstand.

Meine Beretta und die Bolzenpistole hatte der Flugkapitän an Bord der Maschine in Verwahrung genommen und mir nach der Landung wieder ausgehändigt. Suko hatte die Angewohnheit, seine Reiseutensilien in einem Seesack herumzuschleppen.

Sowie wir meinen Koffer und Sukos Seesack vom Gepäckband geklaubt hatten, schleuste Yakushi uns durch die B-Ebene des Terminals zu einem Taxistand. Eine Minute später fuhren wir auf der achtspurigen Autobahn in Richtung Tokio.

Mit elfeinhalb Millionen Einwohnern – ohne Vororte – war Tokio die größte Stadt der Welt und ein wahrer Ameisenhaufen. Straßennamen gab es zwar, aber keine fortlaufende Hausnumerierung wie bei uns. Die Gebäude waren vielmehr nach dem Erbauungsdatum numeriert, was bei langen Straßen zu vielen Verwirrungen führte.

In Tokio herrschte, wie überall in Japan, Linksverkehr. Jemand hatte mir mal erzählt, die Japaner seien alle verhinderte Rennfahrer. Er hatte recht. Der Widerschein zahlloser Lichter erhellte die Nacht, und bunte Neonreklamen in japanischer Zeichenschrift flimmerten.

Mr. Yakushi vom Innenministerium bombardierte uns mit Informationen. Mich bezeichnete er als Sinclari-san, denn den englischen Namen Sinclair auszusprechen fiel ihm schwer. Die angehängte Silbe San bedeutete Herr.

Suko schien er nicht ganz grün zu sein. Die Japaner und die Chinesen mochten sich nicht besonders. Suko zeigte stoischen Gleichmut, ihn

störte es nicht, ob Yakushi ihn nun schätzte oder nicht.

Das meiste, was der Ministerialbeamte sagte, ging bei mir zum einen Ohr rein und zum anderen wieder raus. Ich war nicht zu einer Sightseeing-Tour nach Japan gekommen und würde kaum Gelegenheit haben, Tokios Sehenswürdigkeiten zu besichtigen.

Als ich Yakushi auf den Grund meiner Reise ansprach, wurde er sehr zurückhaltend.

»Kein Kommentar«, lautete seine kurze Antwort. »Sie erfahren alles im Hotel, Sinclari-san. Sie und Ihr Freund sind übrigens in einem der besten Ryokans von Tokio untergebracht, in der Nähe des kaiserlichen Palastes. Ich hoffe, das entspricht Ihren Wünschen.«

»Wir werden sehen. Was ist ein Ryokan?«

»Ein Hotel im traditionell japanischen Stil mit Papierwänden und Matten. Der Service ist hervorragend.«

Das konnte ja heiter werden. Ich bemerkte Sukos Grinsen.

Es war nach 23 Uhr, als das Taxi vor dem Hauptgebäude des Ryokans anhielt. Yakushi bezahlte einen Fahrpreis von einigen tausend Yen, was aber nicht besonders viel war.

Ryokanbedienstete in geschmackvollen Kimonos nahmen unser Gepäck in Empfang. Der Manager, ein älterer Japaner im bestickten blauen Seidenkimono, begrüßte uns sehr freundlich und mit vielen Verbeugungen. Auch Suko verneigte sich, und ich verbog mir gleichfalls die Figur.

Avisiert waren wir schon. Mr. Yakushi und der Manager brachten uns zu dem Pavillon im weitläufigen Park, in dem wir wohnen sollten. Der Park war ein Meisterwerk japanischer Gärtnerkunst. Von der in der Nähe vorbeilaufenden Hochstraße dröhnte Verkehrslärm herüber. Hochhäuser mit vielen erleuchteten Fenstern ragten in den Nachthimmel.

Vor der Schwelle des Pavillons verbeugte sich der Manager nochmals tief.

»Bitte, treten Sie ein, Sinclari-san, Suko-san.«

Er sprach englisch. Suko bückte sich und zog seine Schuhe aus.

»Was soll denn das?« fragte ich einigermaßen perplex.

»Man betritt einen japanischen Wohnraum nie mit Schuhen«, antwortete Suko. »Das gilt auch für ein Gästehaus.«

Also entledigte auch ich mich meiner Treter. Was ich jetzt gebraucht hätte, das wäre ein doppelter Scotch gewesen. Doch da war wohl nichts in Sicht. Unser Gepäck hatten die Hotelpagen schon gebracht. Der Manager zeigte uns die Zimmer, deren Einrichtung für mich fremdartig war.

Matten am Boden, niedrige Tische, keine Stühle. Das Bett bestand aus Matten und Decken. Immerhin gab es ein Badezimmer mit Dusche und Toilette, einen Kühlschrank und eine Zimmerbar.

Nachdem der Manager sich noch zweimal verbeugt hatte, war er endlich draußen. Yakushi fragte, ob wir etwas essen wollten, Sukiyaki, Domburi oder ein anderes Nationalgericht.

»Bloß nicht«, erwiderte ich. »An Bord der Maschine sind wir für die nächsten zwei Tage im voraus gemästet worden. Aber ich möchte jetzt endlich Näheres über den Zweck meines Aufenthaltes in Japan erfahren.«

»Bedaure, dafür bin ich nicht zuständig«, erwiderte Yakushi. »Satsumo-san vom Geheimdienst Kempetai wird Ihnen alles Nötige mitteilen.«

»Fein. Und wann?«

Der Japaner schaute auf seine goldene Armbanduhr.

»Eigentlich sollte er längst hier sein«, meinte er etwas beunruhigt. »Er muß aufgehalten worden sein. Darf ich Ihnen vielleicht eine Erfrischung bestellen? Einen Sake?«

Nach Reiswein war mir jetzt nicht zumute. Ich bat um einen Scotch mit Soda, Suko wollte Tee haben. Er trank nie Alkohol, vermutlich hatte er damit schlechte Erfahrungen gemacht und ließ seither lieber die Finger davon.

Yakushi bestellte übers Haustelefon, und wir setzten uns am Tisch nieder, auf dem ein Ikebanastrauß mit blühenden Apfelzweigen stand. Die Papierwand zur Terrasse hin ließ sich verschieben. Die Zwischenwände der Räume bestanden aus Pergamentpapier, die Außenwände aus Holz. Tuschezeichnungen an den Wänden zeigten japanische Landschaften und den Fudschijama, den heiligen Berg.

Alles war fremdartig, aber es gefiel mir. Besonders die absolute Sauberkeit beeindruckte mich.

Der Pavillon wies vier Schlafzimmer mit je zwei Vorräumen auf und stand Suko und mir allein zur Verfügung. Nach japanischer Tradition hockten wir im Schneidersitz am Tisch. Für meine langen Beine war das nichts. Ich wünschte mir, daß der Kempetai-Mann Satsumo endlich käme.

Zwei Zimmermädchen mit hochgestecktem Haar und schönen hellblauen Kimonos brachten mit den obligatorischen Verbeugungen unsere Getränke. Freundlich lächelnd entfernten sie sich wieder.

Ich nippte an meinem Scotch und gähnte dezent hinter dem vorgehaltenen Handrücken, als draußen Stimmen ertönten. Schritte näherten sich. Wer da ankam, trug Schuhe, das war nicht zu überhören.

Die Schiebetür flog zur Seite, und zwei Männer drangen ein. Der eine war ein untersetzter, stämmiger Japaner von etwa fünfzig Jahren. Sein Gesicht war breit und kantig. Er sah nicht aus, als sei mit ihm besonders gut Kirschenessen.

Der zweite Japaner mochte zwanzig Jahre jünger sein als er. Es

handelte sich um den Assistenten des Älteren, der kein anderer war als der Kempetai-Mann Satsumo.

Yakushis Ausruf verriet es mir.

»Satsumo-san!«

Beide Männer, Satsumo und sein Assistent, waren mit westlichen Anzügen bekleidet. Sie hatten ihre Schuhe anbehalten, ein Fauxpas, den sie normalerweise nie begangen hätten. Doch es handelte sich um keine normale Situation.

Die beiden Japaner musterten uns einen Moment. Ihre Augen-Pupille, Iris und die Bindehaut – glühten purpurrot. Und auch die Handinnenflächen waren rot, wie wir Sahen, als sie die Hände hoben. Yakushi federte hoch und redete in schnellem Japanisch auf Satsumo ein, der ein hohes Tier beim Geheimdienst war.

Ich verstand kein Wort, doch Suko, der die japanische Sprache recht gut beherrschte, zuckte zusammen, als Satsumo langsam und deklamierend antwortete. Suko und ich sprangen auf.

»Sie wollen uns umbringen«, stieß Suko hervor. »Auf Geheiß Professor Hakatos!«

Den Namen hörte ich zum ersten Mal. Fragen zu stellen, blieb keine Zeit. Denn der bullige Satsumo sprang auf unseren Führer Yakushi zu und drückte ihm die purpurrot leuchtende Handkante ins Gesicht. Der Ministerialbeamte brüllte auf.

Ein Zischen ertönte, der Schrei brach jäh ab. Yakushis Gesicht, ja, sein ganzer Kopf samt Brille verschwanden. Es floß kein Tropfen Blut dabei, doch da stand nur noch der Rumpf des Mannes, an dessen Hals die sorgfältig geknotete Krawatte grotesk anmutete.

Der Körper brach zusammen und blieb liegen.

Satsumo lächelte teuflisch. Ein rötlicher Schimmer huschte über sein Gesicht, dann kamen er und sein Assistent mit erhobenen Händen auf Suko und mich zu. Die roten Augen funkelten uns an wie Raubtierlichter. Die purpurroten Hände sollten uns den Tod bringen.

Ich sprang zurück, öffnete die Jacke und riß das Hemd auf, daß die Knöpfe wegflogen. Denn auf der Brust trug ich mein geweihtes silbernes Kreuz, das schon manchen Dämon geschreckt hatte.

Aber diesmal erschrak ich, denn es geschah nichts. Das Kreuz war bei Satsumo und dem anderen Dämonischen völlig wirkungslos. Binnen Sekunden begriff ich. Wir befanden uns hier in einem anderen Kulturbereich, in Japan, wo der Shintoglaube vorherrschte.

Das Kreuz war ein fremdes Symbol, es konnte einem japanischen Dämon nichts anhaben. Vielleicht hätte ein Shinto-schrein oder die Darstellung eines guten Ahnengeistes die beiden Dämonischen vor uns abgeschreckt.

Ich stieß einen keuchenden Laut aus. Meine mit Silberkugeln geladene Beretta steckte noch im Koffer. Eine andere Waffe hatten

weder ich noch Suko zur Verfügung. Nur unsere Hände und Füße. Waffenlos standen wir gegen zwei fürchterliche Kreaturen, deren bloße Berührung uns den Kopf oder ein anderes Körperteil kosten konnte.

***

Immer die Ruhe bewahren, John, sagte ich zu mir selber.

Dann packte ich mein Whiskyglas, das noch immer auf dem Tisch stand, und warf es Satsumo ins Gesicht. Er gab einen zornigen Laut von sich. Für Augenblicke war er geblendet. Ich nutzte die Gelegenheit und flankte über den flachen Tisch mit dem Ikebanastrauß hinweg. Dem dämonischen Satsumo trat ich voll vor die Brust.

Das warf ihn zurück und zur Tür hinaus. Daß ich mit dem Rücken auf Blumenstrauß, Vase und Tisch landete, war nicht zu vermeiden. Krachend löste sich der Tisch in seine Einzelteile auf. Suko kickte dem zweiten Angreifer unters Kinn. Als durchtrainierter Karatemann brachte er das glatt fertig.

Dem Japaner mit den roten Handflächen riß es den Kopf ins Genick. Er flog rücklings gegen die Papierwand zum Nebenzimmer und sauste durch diese hindurch. Ich sprang zu meinem Einsatzkoffer hin und wollte ihn öffnen.

Doch bevor ich das schaffte, waren die beiden dämonischen Angreifer schon wieder da. Mit vorgestreckten Händen stürmten sie auf uns los, und diesmal ließen sie sich nicht überraschen.

Ich warf Satsumo den Koffer vor die Füße, doch ohne ihn zum Stolpern zu bringen. Im letzten Moment wich ich seinen mörderischen Händen aus. Sukos Handkantenschlag konnte den zweiten Dämonischen nicht stoppen. Der Japaner packte Sukos Jackett. Ein Teil löste sich unter seinem Griff sofort auf.

Suko riß sich los, sein Karatetritt ging fehl. Er wich bis an die Wand zurück. Satsumo wollte meine Kehle packen, doch ich duckte mich. Meine Faust traf ihn in die Magengegend, völlig ohne Resultat.

Der dämonische Japaner spürte keinen Schmerz und war auch nicht auszuknocken. Seine purpurrote Handfläche wischte über meine Haare, und eine Hitzewelle schoß mir bis in die Zehenspitzen. Ich ließ mich fallen, und Satsumo warf sich über mich.

Im letzten Moment rollte ich zur Seite. Die Hände des Japaners durchstießen die Matten glatt, bis zu den Ellbogen verschwanden seine Arme in die Dielen. Er riß die Hände wieder heraus und war einen Sekundenbruchteil später auf den Beinen als ich.

Ich schlug einen Haken und täuschte ihn damit und erreichte meinen am Boden liegenden Einsatzkoffer. Ich packte ihn, ein Schloß hatte ich schon offen, das andere öffnete ich jetzt. Die Sicherheitsschlösser

hatten ihre Finessen, obwohl sie nicht mit dem Schlüssel abgesperrt waren.

Wenn ein Unbefugter meinen Koffer zu öffnen versuchte, schoß ihm Betäubungsgas ins Gesicht.

Meine Beretta lag im mit roten Samt ausgeschlagenen Koffer obenauf. Geladen war sie auch. Ich lud durch und entsicherte. Satsumo stürmte auf mich zu. Der Lauf der Beretta zielte auf sein Herz, aber ich zögerte, so gefährlich das auch war.

Der Kempetai-Mann war ein Mensch. Vermutlich war er ohne eigene Schuld zu einer dämonischen Kreatur geworden. Vielleicht konnte man ihn noch retten.

Mein Schuß krachte. Er traf die Schulter des stämmigen Japaners. Er zuckte mit keiner Wimper. Im nächsten Augenblick hätte er mich gehabt. Auch Suko war in die Ecke getrieben und sah trotz seiner Bärenkräfte keinen Ausweg mehr.

Da ertönten japanische Worte von der Tür her, hell und scharf akzentuiert.

»Kamikaze!« verstand ich. »Gogen Kamikaze!«

Knurrend kreiselten die beiden Dämonen herum. Auch Suko und ich starrten zur Tür, wir hatten Grund dazu. Eine hochgewachsene schlanke Japanerin mit schwarzen Jeans stand da. Das Haar fiel bis zu den Hüften nieder und umrahmte ein hübsches, ausdrucksvolles Gesicht mit hohen Backenknochen. Ihre Augen funkelten.

Das Mädchen hatte eine Figur, die selbst einen Greis vom Stuhl riß. In der rechten Hand hielt es einen silbernen Dolch mit altertümlichen Schriftzeichen.

Im Licht der Deckenlampe sendete der Dolch grelle Lichtreflexe aus. Satsumo und sein Assistent fluchten. Die roten Hände vorgereckt, näherten sie sich dem Mädchen, das wieder japanische Worte sagte.

Abermals verstand ich das Wort Kamikaze.

»Sie sagt, sie gehöre zur Kamikaze-Bruderschaft«, übersetzte mir Suko. »Sie warnt die beiden, ihre Waffe sei stärker als der Keim des Roten Dämons, der sie beseelt.«

Das Mädchen hob den Dolch, es rief uns etwas zu.

»Du sollst besser zielen und treffen«, erklärte Suko. »Die beiden Männer sind nicht mehr zu retten. Wer einmal von Professor Hakatos Rotem Dämon infiziert ist, für den gibt es keine Rettung mehr. Du erlöst die Männer von einem qualvollen Untotendasein.«

Ich hob die Beretta. Satsumo hatte das Mädchen fast erreicht, seine Hände schossen vor. Doch die schwarzhaarige Schönheit bewegte sich schnell und gewandt, tauchte unter Satsumos roten Handflächen weg. Ich feuerte auf den Assistenten, der sich in diesem Moment zu mir drehte.

Der Dolch traf Satsumo, meine Silberkugel seinen Assistenten. Ein

dämonisches Heulen erscholl, beide Männer fuchtelten mit den Armen in der Luft umher und taumelten. Ihre Knie knickten ein, und wie in Zeitlupe sanken sie heulend und wimmernd nieder.

Unsere Augen weiteten sich vor Schrecken, denn was wir sahen, war gräßlich genug. Die zwei Japaner wurden innerlich aufgezehrt. Aus ihren Wunden trat kein Tropfen Blut, doch sie schrumpften wie angestochene Luftballone. Ihre Schreie wurden leiser, und dann lagen nur noch die Kleider und ein paar Haarbüschel am Boden.

Über diesen sterblichen Überresten schwebte eine rote Wolke, die vor uns wogte und waberte. Das Mädchen hob den Dolch, ich hielt die Pistole schußbereit. Nach dem Krachen des Schusses und dem Geschrei war die Stille fast schmerzhaft.

Langsam erst, dann immer schneller, zog der rote Nebel ab, durch die Ritzen der verschiebbaren Wand zur Terrasse. Binnen Sekunden war der Nebel fort.

Das Mädchen atmete aus, es zitterte.

»Frag sie, wer sie ist und was das zu bedeuten hat«, forderte ich Suko auf.

Stimmen näherten sich dem Pavillon. Der Lärm hatte Gäste und Angestellte des Ryokans aufgeschreckt, doch noch wagte sich niemand herein. Suko stellte seine Fragen und erhielt rasch die Antwort.

»Das Mädchen heißt Tomoe Akira«, sagte er zu mir. »Sie gehört zur Bruderschaft des Kamikaze, des machtvollen Taifun-Dämons, der Japans besonderer Schutzgeist ist. Wir wurden verraten, doch die Bruderschaft erfuhr davon, und Tomoe kam gerade noch rechtzeitig, um uns zu retten. Professor Hakatos Macht ist derart angewachsen, daß wir hier nicht mehr sicher sind, sogar die Polizei und die Kempetai sind unterwandert. Wenn wir Tomoe nicht folgen, sind wir verloren.«

Ich brauchte nur eine Sekunde, um mich zu entschließen.

»Wir ziehen unsere Schuhe an, schnappen uns die Koffer und kratzen die Kurve. In diesem Ryokan sollen andere übernachten.« Schaudernd betrachtete ich den kopflosen Rumpf des Ministerialbeamten Yakushi.

Tomoe schob die Wand zur Terrasse und Park zurück und schaute sich um. Sie winkte uns, ihr rasch zu folgen.

***

Wir liefen durch den dunklen Park, während vor dem Pavillon an die zwanzig Leute standen und sich immer noch nicht trauten einzutreten. Eine Mauer umgab das Ryokangelände. Wir überkletterten sie und gelangten auf eine stille Straße an der Rückseite der kaiserlichen Gärten.

Tomoes Wagen, eine rostige Nuckelpinne von Datsun Cherry, stand im Schatten einer alten Platane. Suko betrachtete den Wagen

skeptisch.
»Kriegt der Kleine schon richtiges Benzin? Und kann man damit fahren?«
Suko mußte sich auf den Rücksitz zwängen, zu den Koffern. Ich nahm auf dem Beifahrersitz neben Tomoe Platz, die rasch losfuhr. Quer durch die Tokioter Innenstadt. Sie bog um einige Ecken und schaute immer wieder nervös in den Rückspiegel.
»Frag sie, ob sie fürchtet, daß wir verfolgt werden«, bat ich Suko. »Und bedanke dich bei ihr für unsere Rettung.«
Suko und Tomoe unterhielten sich auf japanisch.
»Keine Verfolger«, sagte Suko dann zu mir. »Da ist Tomoe sicher, aber sie muß vorsichtig sein, um nicht die Schergen Professor Hakatos zum Stützpunkt der Kamikaze-Bruderschaft zu führen. Unsere Rettung war keineswegs uneigennützig. Wir sind nämlich die letzte Hoffnung der Kamikazes.«
»Ich verstehe immer Kamikaze«, sagte ich. »So hießen doch die japanischen Todesflieger des Zweiten Weltkrieges, die sich mit ihren mit Bomben beladenen Flugzeugen aufs Ziel stürzten. Tomoe ist doch wohl keine Bombenfliegerin?«
Auf Sukos Frage schüttelte Tomoe den Kopf, daß die langen schwarzen Haare flogen. Ihre Antwort war knapp.
»Wir sollen alles in Kürze erfahren«, sagte Suko. »Auch Näheres über Professor Hakato und den Roten Dämon.«
»Das wird allmählich auch Zeit«, brummte ich. »Wenn ich etwas hasse, dann ist es Ungewißheit. Ich weiß gern, wofür ich meinen Kopf hinhalte und gegen wen.«
»Solange du kein edles Körperteil hinhalten mußt, John.«
»Schließ nur nicht immer von dir auf andere. Du als Karatekämpfer benutzt deinen Schädel hauptsächlich zum Zertrümmern von Dachziegeln. Doch ich benütze ihn für edlere Zwecke.«
Wir fuhren durch die Geschäftsviertel mit Hochhäusern und einige Wohnbezirke. Mittlerweile war es Mitternacht, aber Tokio schlief nicht. Autos und Busse fuhren, U-Bahnstationen spien Menschen aus.
Dann gelangten wir in einen Vorort, in dem noch mehr Leben herrschte. Toyotas, Datsuns und Hondas, aber auch amerikanische Straßenkreuzer rollten durch die Straßen. Vielfarbige Neonreklamen leuchteten. Musik drang aus Bars und Lokalen. Gruppen von Männern und auch einzelne Passanten, fast alle in westlicher Kleidung, marschierten auf den Bürgersteigen.
»Das ist das Amüsierviertel«, übersetzte Suko, was Tomoe sagte. »Die traditionellen Geishahäuser sind leider sehr selten geworden, was Tomoe beklagt. Dafür haben sich Bars und Striplokale westlicher Prägung ausgebreitet.«
»An soziologischen Erwägungen war ich nicht interessiert.«

»Was wollen wir hier?«

Wieder folgten Frage, Antwort und die Übersetzung für mich.

»Tomoe will uns zu einem Geishahaus bringen, in dem wir alles erfahren sollen.«

Es wurde Zeit, ich war redlich müde. Der lange Flug und die Klimaumstellung steckten mir noch in den Knochen. Tomoe bog in eine stillere Seitenstraße ab. Fast wäre sie dabei in eine Gruppe amerikanischer Matrosen hineingefahren, die in Sailorkluft und mit Käppi die ganze Straße für sich beanspruchten.

Sie waren angetrunken und wollten uns nicht durchlassen. Ich kurbelte das Seitenfenster herunter.

»Segelt mal aus dem Wind, Kameraden, damit wir unseren Kurs weiterverfolgen können. Wir wollen heute noch vor Anker gehen und nicht hier auf der Straße kreuzen.«

»Ah, ein Landsmann!« hörte ich. »Bist du Amerikaner?«

»Nein, Engländer.«

»Ein Tommy, das kommt fast auf dasselbe heraus. Wenn du zu dem Geishahaus willst, das eine ganz besondere Attraktion sein soll, dann können wir dich nur warnen. Wir waren nämlich gerade dort. Whisky gab es überhaupt nicht. Bis der Tee mit viel Brimborium und einer Menge Umständlichkeiten serviert war, dauerte es eine Ewigkeit. Und als wir den Geishas an die Wäsche wollten, komplimentierten sie uns höflich, aber unmißverständlich hinaus.«

»Künstlerpech, Freunde«, lachte ich. »Sucht euch einen anderen Hafen.«

»Worauf du dich verlassen kannst.«

Die acht blauen Jungs gaben die Straße frei, wir konnten weiterfahren. Sie hatten den Fehler begangen, ein Geishahaus, in dem die traditionelle Unterhaltung großgeschrieben wurde, mit einem Amüsierschuppen zu verwechseln. Daß eine Teezeremonie für einen Japaner eine kulturelle Handlung war, wußte ich. Für die Sailors war Tee nur eine Flüssigkeit, in die man möglichst viel Rum schütten mußte.

Das Geishahaus war ein großes Gebäude mit zwei übereinander gestaffelten Pagodendächern. Es stand abseits von der Straße, eine immergrüne Hecke schirmte das Grundstück ab, auf dem auch noch drei kleinere Häuser errichtet waren. Tomoe Akira fuhr ihren Datsun auf den Parkplatz, und ich faltete meine langen Glieder heraus.

Für japanische Verhältnisse war so ein Wagen geräumig. Allerdings betrug in Japan die Durchschnittsgröße bei Männern Einsdreiundsechzig oder etwas in dieser Richtung. Für mich mit meinen knapp Einsneunzig konnte so ein Gefährt nicht das Wahre sein.

Auch Suko arbeitete sich aus dem Wagen.

»Und jetzt?«

Tomoe bat uns zu warten. Sie lief zum Geishahaus und betrat es durch die Hintertür. Sie blieb eine ganze Weile verschwunden, und wir überlegten uns schon, ob wir nicht auf eigene Faust etwas unternehmen sollten.

Fast alle Fenster des Geishahauses waren erleuchtet. Eine fremdartige Musik war zu hören, dazu sangen Frauenstimmen im Falsett. Es klang ungewohnt, aber nicht schlecht.

Endlich kehrte Tomoe zu uns zurück, aus einer ganz anderen Richtung. Sie forderte uns auf, unser Gepäck zu nehmen, und wir folgten ihr durch die milde Frühlingsnacht. Tomoe brachte uns in das Geishahaus, das sie durch einen anderen Ausgang verlassen haben mußte. Sie führte uns in den zweiten Stock hinauf.

Hier mußten wir wieder unsere Schuhe ausziehen, dann traten wir in einen nicht allzu großen Raum mit schön bemalten Wandschirmen ein. Zwei Lampen spendeten mildes Licht. Es roch nach Räucherstäbchen, und die Musik und der Gesang unten im Haus waren fern und leise zu hören. Ein Kohlebecken an der Wand verbreitete Wärme. Im Ryokan war es schon zu kühl gewesen.

Matten bedeckten den Boden. Ein hölzerner Schrank, ein eiserner Herd auf einer Blechunterlage, ein niedriger Tisch mit einem Blumenstrauß und mehrere Sitzkissen vervollständigten die Einrichtung des Raumes.

Alles war peinlich sauber und sehr akkurat. Tomoe verbeugte sich und bat uns, Platz zu nehmen. Nachdem wir unser Gepäck in der Ecke abgestellt hatten, ließen wir uns nieder. Diesmal hatte ich die Beretta wohlweislich in die Jackettasche gesteckt.

»Tomoe bittet im Namen der Kamikaze-Bruderschaft noch um etwas Geduld«, übersetzte Suko.

Mir begann dieselbe bald zu reißen. Das Mädchen entfernte sich, und wieder einmal blieben wir uns selbst überlassen. Eine halbe Stunde verging, bis ein sehr alter Japaner eintrat. Haar, Bart und die buschigen Augenbrauen waren schlohweiß. Das faltige Gesicht sprach von Weisheit und Abgeklärtheit. Der helle, mit Goldfäden durchwirkte Kimono war ein erlesenes Stück.

Der Alte hielt sich noch sehr gerade, er bewegte sich elastisch, seine Augen waren wach und intelligent. Er verbeugte sich tief vor uns. Ohne Zweifel war er eine bedeutende Persönlichkeit. Wir brachten die Begrüßungszeremonie hinter uns, wobei ich mich an Sukos Benehmen orientierte.

Dann hockte uns der Alte im Schneidersitz gegenüber.

Zunächst brachten Tomoe, die inzwischen einen Kimono angezogen hatte, und zwei Geishas die Teegeräte und das Teegefäß. Sie bereiteten den Tee vor unseren Augen auf dem Herd zu. Als das

Wasser kochte, schlug Tomoe das grünliche Teepulver mit dem Bambusrührer darin schaumig. Jede Bewegung des Zeremoniells war genau vorgeschrieben.

»Die Teezeremonie ist eine hohe Ehre für uns«, flüsterte Suko mir zu.

Zum Tee reichten die drei Geishas Plätzchen aus Zucker und Reismehl. Der grünliche Tee, Cha genannt, schmeckte ein wenig bitter. Nachdem wir die ersten Schlucke getrunken hatten, fragte der Alte, ob wir einen guten Flug gehabt hätten. Er fragte nach den Verhältnissen in England, nach der Queen und der königlichen Familie, die ihn sehr zu interessieren schien.

Es hätte mich nicht gewundert, wenn er sich auch noch nach dem Befinden von Prinzessin Annes Lieblingspferd erkundigt hätte. Daß der Alte Eisai Kaoru hieß, hatte er uns bei der Begrüßung und Vorstellung gesagt. Er war ein Mönch und Zen-Meister und der Führer der Kamikaze-Bruderschaft.

Als Eisai Kaoru zwei der Geishas endlich hinauswinkte, war über eine Stunde vergangen. Tomoe Akira blieb im Zimmer, hielt sich aber im Hintergrund. Und jetzt kam der alte Kaoru endlich zum Kern der Sache.

Was sich im Ryokan abgespielt hatte, wußte er längst von Tomoe. Er war auch über den Grund unseres Aufenthaltes in Japan informiert. Kaoru spraeh englisch, langsam und mit einem starken Akzent, aber ich konnte ihn verstehen.

Manchmal warf er ein paar Worte oder eine kurze Erklärung für Tomoe auf japanisch ein.

Er erzählte uns, daß Professor Ota Hakato die japanische Regierung erpreßte. Er wollte die Macht im Land übernehmen. Als Shogun wollte er die japanischen Inseln zu einem Vorposten der Mächte der Finsternis auf Erden machen. Kaoru erwähnte, daß Hakato mit den Verbrechersyndikaten zusammenarbeitete, wobei er der bestimmende Teil war.

»Wer ist Hakato, und was macht ihn so gefährlich?« fragte ich.

Ich rauchte. Der alte Kaoru hatte es ausdrücklich gestattet.

»Niemand weiß, ob Ota Hakato noch ein Mensch ist oder ob ein Dämon in seine Haut geschlüpft ist«, sagte Eisai Kaoru. »Hakato war schon immer ein brillanter Kopf, ein Biochemiker, der immenses Geld verdiente. Doch er war auch von jeher sehr exzentrisch und skrupellos. Bei einem Medikamentenversuch, den er auf eigene Faust und ohne Genehmigung durchführte, starben drei Menschen. Sieben Jahre ist das jetzt her. Hakato wollte damals eine Droge entdecken, mit der sich das menschliche Leben auf fast tausend Jahre verlängern ließ. Er scheiterte, wegen Mordes sollte er eine zwanzigjährige Zuchthausstrafe verbüßen. Doch Hakato verschwand schon am dritten Tag auf ungeklärte Weise aus seiner Einzelzelle. Lediglich ein paar

seltsame Symbole an der Wand und ein magischer Kreis blieben zurück.«

»Magie also«, sagte ich. »Hatte sich Professor Hakato schon früher mit der Schwarzen Kunst beschäftigt?«

»Allerdings. Das kam bei seinem Prozeß zur Sprache. Er versuchte, Magie und Wissenschaft zu verknüpfen. Fünf Jahre blieb er verschollen, dann hörte man wieder von ihm. Der Präsident des Chemiekonzerns, der Richter, der Ota verurteilte, der Staatsanwalt, sie alle starben auf geheimnisvolle Weise. Und jedesmal stand Ota Hakatos Name mit Blut an die Wand geschrieben. Von da an geisterte Hakatos Name immer wieder durch die Nachrichten. Gerüchte kursierten, daß er irgendwo in Japan ein Labor errichtet habe, auf einer Insel wahrscheinlich. Unheimliche Dinge geschahen, auch Terrorakte und spektakuläre Verbrechen, die mit Professor Hakato in Verbindung gebracht wurden. Er arbeitete mit den Verbrechersyndikaten zusammen, die bei uns in Japan streng hierarchisch gegliedert sind. Und er wurde im Untergrund immer mächtiger.«

»Trat Professor Hakato persönlich in Erscheinung?« fragte ich und nippte an meinem Tee.

»Nur sehr selten. Es heißt, daß er in den vergangenen sieben Jahren stark gealtert sein soll. Es ist alles sehr geheimnisvoll. Professor Hakato ist ein böser Ungeist, der Japans Geschick zum Schlechten hin wenden will. Mit Schwarzer Magie und dämonischer Hilfe.«

Meine alten Feinde in der Dämonenwelt fielen mir ein. Der Schwarze Tod, der Spuk und Myxin, der Magier. Stand Professor Hakato etwa mit einem von ihnen im Bunde? Längst wußte ich, daß eine dämonische Offensive eingesetzt hatte, daß die Mächte der Finsternis die Erde überwältigen wollten.

Aber im Dämonenreich gab es Gegenströmungen. Chaos und Wahnsinn waren auch nicht dazu angetan, die Kräfte des Jenseits zu koordinieren. Das war ein Glück für die Menschheit.

Eisai Kaoru erzählte uns, daß die japanische Regierung Professor Hakatos Erpressungsversuche strikt zurückgewiesen hatte. Es stand außer Zweifel, daß Hakato daraufhin seine fürchterlichste Waffe einsetzen würde: den Roten Dämon.

Genaues konnte der Führer der Kamikaze-Bruderschaft mir nicht über dieses Unwesen berichten. Doch die beiden Dämonischen, die Suko und mich im Ryokan angegriffen hatten, waren im Vergleich zum Roten Dämon so harmlos wie Feuerfliegen gegen einen Waldbrand.

»Silber vernichtet die Dämonischen«, sagte Kaoru. »Doch dem machtvollen Roten Dämon würde eine Silberkugel nicht mehr schaden als ein Mückenstich. Ganz Japan ist in Gefahr.«

Mir lief es kalt den Rücken herunter. Eisai Kaoru war kein Mann, der ohne Grund den Teufel an die Wand malte.

»Wann will der Professor den Roten Dämon loslassen?«

»Das wissen wir nicht. Sie sind unsere letzte Hoffnung, Sinclari-san.«

»Ich muß Professor Hakato haben«, sagte ich. »Sei er nun ein Mensch oder ein Dämon. Er wird mir Rede und Antwort stehen müssen, und ich werde ihm das Handwerk legen. Wo könnte er sein?«

Der alte Japaner hob die Schultern.

»Vermutlich auf einer Insel. Doch Japan, das in unserer Sprache Nippon Koku heißt, besteht außer den vier Hauptinseln noch aus über dreitausend kleinen und kleinsten Inseln. Die Auswahl ist also nicht gerade klein. Aber es könnte einen Weg geben, Professor Hakatos Aufenthaltsort zu erfahren. Die Frage ist nur, ob damit sehr viel gewonnen wäre.«

»Das wird sich herausstellen. Also, wie können wir erfahren, wo Professor Hakato sich aufhält?«

»Die Führer der Verbrechersyndikate wissen es vermutlich. Der Boß des mächtigsten Syndikats ist Gogen Kishi. Er verkehrt in diesem Geishahaus; natürlich weiß er nicht, daß es ein Stützpunkt der ihm verhaßten Kamikaze-Bruderschaft ist. Gogen Kishi ist ein großer Verehrer der schönsten und angesehensten Geisha dieses Hauses, Tomoe Akiras. Er würde ein Vermögen dafür geben, eine Nacht mit ihr verbringen zu können.«

Ich dachte kurz nach.

»Wir wollen Gogen Kishi seine Blütenträume erfüllen. Allerdings anders, als er es sich vorstellt.«

Ich legte Eisai Kaoru und Tomoe Akira dar, wie ich es mir vorstellte. Dann arbeiteten wir einen Plan aus.

***

Die Ausbildung der Geisha begann bereits im zarten Mädchenalter. Sie mußte die Kunst des Blumensteckens ebenso beherrschen wie die der Konversation, mußte auf der Shamise, der Laute und anderen Musikinstrumenten spielen und ihre Gäste mit Gesang und Tanz unterhalten können.

Das Teezeremoniell und andere Rituale gehörten zu ihrer Ausbildung. Diese Geishas waren nicht etwa Prostituierte. Die höheren Ränge gaben sich nur selten ausgewählten und besonderen Kunden hin, für die das eine Auszeichnung war.

Es hatte berühmte Geishas gegeben, die nur mit Angehörigen der kaiserlichen Familie und des hohen Adels verkehrten. Mit den kimonotragenden Barmädchen des Vergnügungsviertels hatten die echten Geishas nichts gemein.

Tomoe Akira war eine Erster-Klasse-Geisha, deren Dienste sich nur

hochgestellte und reiche Persönlichkeiten leisten konnten. Gogen Kishi, der Boß des mächtigsten Verbrechersyndikats in Tokio, war versessen auf sie. Diese Geisha mußte er haben, sein Blut pulsierte schneller, wenn er nur an sie dachte.

Sie zu besitzen, würde ein besonderes Erfolgserlebnis und eine Selbstbestätigung für den Syndikatsführer sein. Und es gab nicht mehr viel, was Gogen Kishi im Leben noch erreichen konnte.

Bei Tomoe etwa Gewalt anzuwenden, lag ihm fern. Kishi war durch und durch Japaner und wußte, was er einer Geisha schuldete. Wenn sie ihn nicht erhörte, dann mußte er das hinnehmen.

Wollte er bei Tomoe Gewalt anwenden, verlor er sein Gesicht.

Tomoe achtete sehr auf ihren Ruf, zu Veranstaltungen des Syndikats kam sie überhaupt nicht. Zu den Aufgaben einer Geisha zählte es auch, bei geschäftlichen Besprechungen und besonderen Zusammenkünften die Atmosphäre zu lockern. Geishas niederen Ranges bedienten die Männer, und eine höhere Geisha oder auch mehrere Geishas der höheren Kategorie unterhielten sie.

In allen Ehren, obwohl Sonderabsprachen möglich waren.

Bei Syndikatszusammenkünften hätte Tomoe ein Heidengeld verdienen können. Gerade Bosse der Unterwelt waren sehr darauf bedacht, ihr Image zu heben. Die Verpflichtung einer Erster-Klasse-Geisha war der beste Weg dazu.

Doch das lehnte Tomoe strikt ab. Wenn Gogen Kishi sie sehen wollte, mußte er schon das Geishahaus aufsuchen, in dem sie fest angestellt war. Dort trat sie zu bestimmten Zeiten, vor einem ausgewählten Publikum auf, im kleineren Kreis.

Gogen Kishi konnte sein Glück kaum fassen, als er am Freitag eine Nachricht von der Besitzerin des Geishahauses erhielt. Er sah sich am Ziel seiner Wünsche, die Botschaft war sehr feinsinnig, aber unmißverständlich formuliert.

Kishi verschob dringende Geschäfte, um die alte Toda Kasiki zu empfangen, die Mamasan des Geishahauses. Die alte Toda, zu ihrer Zeit eine gefeierte Geisha, war jetzt eine Kupplerin ersten Ranges. Kishi empfing sie mit gebührender Ehrerbietung in seiner luxuriösen Stadtwohnung, und sie handelten den Kontrakt für Tomoe aus.

Ein anderer Weg wäre undenkbar gewesen. Tomoe sollte, so sah es der Kontrakt vor, für eine unbestimmte Zeit Gogen Kishis Mätresse werden. Der Preis war enorm hoch, doch Kishi zahlte ihn gern, obwohl er natürlich erbittert feilschte.

Denn er bildete sich ein, Tomoe mit seiner Persönlichkeit beeindruckt zu haben. Daß sie seine Geliebte werden sollte, würde ihm in jeder Beziehung einen enormen Aufschwung geben.

Es fiel Kishi zwar auf, daß das erste Treffen sehr kurzfristig anberaumt worden war, für den gleichen Abend noch. Doch er nahm

an, daß die Geisha Tomoe oder die Mamasan Toda aus irgendeinem Grund sehr viel Geld brauchte. Und er dankte seinen Schutzgöttern, daß die Wahl gerade auf ihn gefallen war.

An diesem Abend hielt Gogen Kishis gepanzerter Toyota-Straßenkreuzer mit den getönten Scheiben und den schußsicheren Reifen vor dem Geisha-Haus Toda Kasikis. Kishi stieg aus, zwei kräftige Leibwächter schützten ihn. Sie waren Karateexperten und Meisterschützen, und sie ließen Kishi nie allein.

Einer schritt vor dem Syndikatsboß, einer folgte ihm. Sie marschierten durch den beleuchteten Miniaturpark und verschwanden im Geishahaus. Zunächst suchten sie das Gemeinschaftsbad auf, wo Kishi sich massieren und mit ätherischen Essenzen einölen ließ.

Hinterher gesellte sich Kishi zu der Runde im kleinen Salon, wo die schöne Tomoe auftreten sollte. Bildhübsche Geishas niederen Ranges bedienten die zwölf Männer, die alle einen hohen Preis entrichtet hatten, um Tomoes Unterhaltung zu genießen.

Der Auftritt der Geisha währte anderthalb Stunden und bildete den Höhepunkt des Abends. Zumindest für die übrigen Gäste, alles begüterte, einflußreiche Persönlichkeiten. Ein kostbarer, farbenprächtiger Kimono umschmeichelte Tomoes vollendete Figur.

Obwohl sie für eine Japanerin sehr groß war, wirkte sie zierlich, und ihre mandelförmigen Augen in dem weißgeschminkten Gesicht waren hinreißend. Ihr Nackendekollte zeigte die zarte Linie ihres Halses, die Frisur war im Ginko-Stil aufgesteckt.

Gogen Kishis Herz hämmerte. Er trank den Sake viel zu schnell.

Tomoe tanzte und sang zur Shamise. Sie unterhielt sich mit jedem der Männer und glänzte mit ihrem Wissen und ihrem Charme. Zum Schluß deklamierte sie ihr Abschiedsgedicht.

»Wie der Duft der Blüte, wie der Tau des Morgens und die Stimme des Vogels, ist die Stunde der Geisha. Doch alles Schöne verweht und vergeht wie der Traum in einem Traum.«

Eine letzte Verbeugung, bei der der Fächer ihr Gesicht fast verdeckte, ein letzter Blick, und sie huschte aus der Tür. Die Männer schwiegen, zu applaudieren wäre ein Verstoß gegen die Regeln gewesen. Die Gäste tranken ihren Sake, ein Imbiß wurde gereicht. Die rangniederen Geishas würden die Gäste noch für eine halbe Stunde unterhalten, dann war die Geisha-Party beendet.

Gogen Kishi konnte seine Ungeduld kaum noch zügeln. Er verließ den Salon fluchtartig, und seine Leibwächter begleiteten ihn. Durch den Hinterausgang gelangte Kishi ins Freie, und er wandte sich dem Pavillon zu, in dem er Tomoe treffen sollte.

Der Pavillon war erleuchtet. Ein Springbrunnen plätscherte davor, eine verborgen angebrachte Lampe beleuchtete eine blühende Hibiskushecke. Kishi hatte keinen Blick für ihre Schönheit. Vor dem

Pavillon zogen er und die Leibwächter die Schuhe aus.

Ein Leibwächter blieb draußen, der zweite begleitete Kishi in den Pavillon. Er sollte sich im Flur aufhalten und ständig wachsam sein, denn Kishi war von Natur aus mißtrauisch. Er wollte kein Risiko eingehen.

Kishi trat in das Zimmer vor der Schlafkammer. Da stand Tomoe. Sie hatte das weiße Make-up, das sie beim traditionellen Auftritt zu tragen hatte, abgeschminkt. Mit einem Lächeln und einer Verbeugung begrüßte sie Gogen Kishi.

»Ich erwarte dich voller Sehnsucht, Gebieter. Gedulde dich noch einen Moment.«

»Hai, ja, schöne Tomoe.«

Die Geisha verschwand in der Schlafkammer und schob die Papiertür hinter sich zu. Gogen Kishi wanderte im Zimmer umher, die Hände auf dem Rücken. Er war ein korpulenter Mann in den Vierzigern mit einem flachen, kantigen Gesicht und tückischen Schlitzaugen.

Für diese Gelegenheit hatte er einen dunkelblauen Seidenkimono angezogen. Die Sekunden dehnten sich für ihn endlos.

»Kishi-san«, erklang dann Tomoes lockende Stimme.

Gogen Kishi schob die Tür zurück und schritt in die Schlafkammer, in der eine indirekte Beleuchtung brannte. Die Decken auf dem blumengeschmückten Lager waren zurückgeschlagen. Rechts und links vom Lager stand je ein Paravent mit kunstvollen erotischen Zeichnungen.

Tomoe aber lächelte hinter einem Wandschirm hervor, über den nur ihr hübscher Kopf schaute. Ihr Kimono und die übrige Kleidung lagen kunstvoll zusammengefaltet auf einer Ebenholztruhe neben dem Schirm.

Kishis Kehle wurde trocken. Tomoe konnte keinen Faden mehr am Leib haben. Sie wollte ihn locken, er sollte sie hinter dem Wandschirm hervorholen. Der Syndikatsboß zögerte nicht.

Er trat näher und wollte links um den Schirm herum.

»Endlich kann ich dich in meinen Armen halten, schöne Tomoe«, stammelte Gogen Kishi. »Unsere Leidenschaft wird so heiß sein wie die Lava im Krater des Fudschijama. Sag mir ein Wort der Liebe, meine herrliche Geisha.«

»Du verdammter dickbauchiger Halunke!«

Die Stimme, die das sagte, war rauh und barsch. Gogen Kishi konnte jetzt hinter den Wandschirm schauen, und er mußte feststellen, daß sich Tomoe ihm keineswegs im paradiesischen Zustand präsentierte. Sie war im Gegenteil vollständig angezogen. Da lagen andere Kleider auf der Truhe.

Und hinter dem Wandschirm, neben der Geisha, kauerte ein Mann. Jetzt schnellte er hoch. Er überragte Gogen Kishi um ein ganzes Stück

und hatte die Statur eines zweibeinigen Stieres. Der erschrockene Syndikatsboß schaute in ein zorniges Pfannkuchengesicht.

»Du miserabler Halunke, dir werde ich geben, junge Geishas vernaschen zu wollen!«

Die Handkante des Hünen sauste nieder. Für Gogen Kishi erlosch das Licht. Suko fing ihn auf und legte ihn auf den Boden nieder.

»Den hätten wir«, sagte der mit einem dunklen Kimono bekleidete Hüne zu Tomoe Akira. »Den Leibwächter vor der Tür erledigt John Sinclair, den vor dem Pavillon schalten Männer der Kamikaze-Bruderschaft aus.«

Tomoe trat dem bewußtlosen Gogen Kishi leicht in die Seite.

»Eher würde ich sterben, als mich dieser Wanze hinzugeben.«

»Sinclari-san gefällt dir besser, was?« fragte Suko.

Tomoe errötete und wich seinem Blick aus. Zur gleichen Zeit tippte im Korridor draußen ein hochgewachsener blonder Mann mit einer halbmondförmigen Narbe auf der linken Wange dem Leibwächter auf die Schulter. Der Blonde war aus einer Geheimtür getreten, in der rechten Hand hielt er seinen handlichen Einsatzkoffer.

Der Japaner wirbelte herum.

»Eine Prise gefällig?« fragte der Blonde auf englisch, und es war ihm herzlich egal, ob der andere ihn verstand oder nicht.

Der Leibwächter griff unter den Kimono, um seine Pistole zu ziehen, eine achtschüssige Nambu Teishu. Doch bevor er das schaffte, drückte sein Gegner bereits auf das eine Sicherheitsschloß des Koffers.

Ein feiner Sprühnebel zischte aus der Düse und traf den Japaner ins Gesicht. Das Betäubungsgas wirkte sofort. Der Leibwächter ließ die Pistole fallen und sank ohnmächtig nieder.

Dem zweiten Leibwächter vor der Tür draußen sprang ein Mann vom Dach des Pavillons auf die Schulter. Er riß ihn nieder. Zwei weitere Männer sprangen hinter der blühenden Hibiskushecke hervor. Ein paar dumpfe Schläge erschollen, dann schlief auch dieser Gangster.

***

Wir hatten den Syndikatsboß Gogen Kishi schlichtweg gekidnappt, freilich nicht, ohne uns die Einwilligung des Polizeipräsidenten von Tokio einzuholen. Mit dem Polizeipräsidenten hatte Eisai Kaoru schon in der Donnerstagnacht Kontakt aufgenommen, nachdem Suko und ich mit Tomoes Hilfe aus dem Ryokan geflohen waren.

Der Polizeipräsident war ein vernünftiger Mann. Er stimmte zu, daß Suko und ich im Untergrund bleiben sollen, denn Professor Hakatos Einfluß, auch bei der Kempetai und der Polizei, war zu groß. Gegen die zeitweilige Entführung Gogen Kishis hatte der Polizeipräsident ebenfalls nichts einzuwenden.

Es handelte sich um einen Sonderfall. Im Namen des Innenministers

gab der Polizeipräsident unbeschränkte Vollmachten für die Aktion. Er war heilfroh, daß ich dem Mordanschlag der zwei Dämonischen entkommen war und den Kampf gegen Professor Hakato aufnahm. Wir hatten freie Hand bei allem, was wir gegen Hakato unternahmen.

Selbst der Polizeipräsident wußte nicht, wo wir uns aufhielten. Diese Sicherheitsmaßnahme mußte sein.

Die Kamikaze-Bruderschaft hatte Gogen Kishi gleich nach dem Knockout, den ihm Suko verpaßte, in einer Truhe verpackt nach Yokohama gebracht. In ein Landhaus etwas außerhalb der Stadt. Hier saß der Syndikatsboß um zwei Uhr morgens auf einen Rohrstuhl gefesselt im Keller. Ein starker Scheinwerfer strahlte ihn an. Anwesend waren Tomoe Akira, der alte Eisai Kaoru, zwei weitere Männer von der Kamikaze-Bruderschaft, Suko und ich.

Auch Suko und ich hatten Kimonos angezogen, obwohl ich nie als Japaner druchgehen konnte. Gogen Kishi schimpfte und zeterte mit hochrotem Kopf.

Er schwor, das Geishahaus der Mamasan Toda Kasiki einäschern zu lassen, alle Bewohner zu töten und der Kamikaze-Bruderschaft und uns ein schreckliches Ende zu bereiten. Suko übersetzte mir einige von Kishis Verwünschungen.

Seine beiden Leibwächter hatten wir einfach betäubt in einem öffentlichen Park abgelegt. Das Geishahaus stand unter Polizeischutz. Damit waren Mamasan Toda Kasiki und ihre Geishas wenigstens vor Racheakten der Unterwelt sicher.

Außerdem wollte Toda Kasiki angeben, von der Kamikaze-Bruderschaft gezwungen worden zu sein.

Ich tätschelte Gogen Kishis fette und schweißnasse Wange.

»Nur nicht so aufregen, mein Guter. Das schadet Herz und Kreislauf.«

Er schnappte nach Luft wie ein gelandeter Karpfen. Auch sein Blick paßte dazu. Eisai Kaoru fragte ihn mit strenger Stimme nach Professor Ota Hakatos Versteck. Ich verstand das japanische Verhör ohnehin nicht, stellte mich deshalb abseits und rauchte eine Zigarette.

Daß keine Foltermethoden angewendet wurden, hatte ich mir ausbedungen. Jeder Mensch, auch der übelste Schurke, hatte ein Anrecht auf eine menschenwürdige und faire Behandlung.

Kishi spuckte Eisai Kaoru an. Der Führer der Kamikaze-Bruderschaft zuckte mit keiner Wimper. Aus einer Tasche des Kimonos zog er einen silbern glänzenden Metallstab, nicht viel größer als eine Stimmgabel, mit einer runden Schlaufe am Ende.

In dieser Schlaufe war ein Kristall drehbar befestigt. Ein Fingerschnippen Kaorus ließ den Kristall rotieren und helle Lichtreflexe sprühen. Gogen Kishi wandte den Kopf ab, aber die beiden Männer von der Kamikaze-Bruderschaft packten seinen Schädel und zwangen ihn herum.

Tomoe Akira trat hinter ihn und hob seine Lider.

Kishi mußte den Kristall anschauen und in Eisai Kaorus Augen sehen. Der alte Mönch und Zen-Meister hatte die linke Hand erhoben, deren Finger gespreizt waren. Er murmelte mir unverständliche Worte, sein Blick bohrte sich in die Augen des Syndikatsführers.

Es war ein Duell des Willens, dem ich beiwohnte. Eisai Kaoru wollte Gogen Kishi hypnotisieren, der sich seinerseits natürlich nicht unterwerfen mochte. Doch sein Widerstreben nützte nichts. Die Lichtreflexe drangen bis in den letzten Winkel seines Gehirns.

Eisai Kaorus Blick durchdrang ihn, zwang ihn nieder. Eine Trance erfaßte Kishi, die Kamikaze-Männer brauchten ihn nicht mehr zu halten, Tomoe ließ los. Entspannt und teilnahmslos saß der Syndikatsführer auf seinem Rohrstuhl.

Kaoru wischte mit dem Kimonoärmel den Schweiß von seinem Gesicht.

Er stellte Gogen Kishi Fragen, und Suko übersetzte für mich. Bereitwillig, mit emotionsloser Stimme, antwortete der Syndikatsführer.

»Wo befindet sich Ota Hakatos geheimes Labor? Wo ist der Stützpunkt des Horror-Professors?«

»Auf der Insel Sumisu.«

Gogen Kishi gab an, daß Professor Hakato in den Höhlen des Sumisu-Vulkans hauste. Dort hatte er sein Labor eingerichtet. Unheimliche Wesen bewachten ihn und halfen ihm. Was Hakato im Innern des Vulkans trieb, wußte niemand genau, denn Unbefugte konnten sein Reich nicht betreten.

Die dämonischen Wächter hielten sie ab. Die Einheimischen auf der Insel Sumisu fürchteten Professor Hakato mehr als Tod und Teufel. Sie wagten es nicht, auch nur ein Sterbenswörtchen von ihm zu verraten oder gar etwas gegen seinen Willen zu unternehmen.

»Was wissen Sie vom Roten Dämon, Gogen Kishi?« fragte Eisai Kaoru.

»Er ist eine Gefahr für ganz Japan, mehr kann ich nicht sagen. Professor Hakato informiert das Syndikat nur, soweit er es für nötig hält. Unseren Abgesandten Itsu Taisuke hat er wie einen Laufburschen behandelt und schändlich abfahren lassen.«

Wir wußten, was wir wissen wollten, mehr konnte der Syndikatsboß nicht erzählen.

»Du wirst dich an nichts erinnern«, sagte Kaoru mit beschwörender Stimme zu Gogen Kishi. »Nach der Geisha-Party ist nur noch Nebel in deinem Gedächtnis, doch du verspürst keinen Haß gegen irgend jemanden. Hast du mich verstanden?«

»Hai, ja.«

»Du wirst meinen Männern gehorchen. Sobald die Sonne aufgeht,

fällt der Hypnosebann von dir ab. – Bringt ihn weg!«

Die beiden Männer von der Kamikaze-Bruderschaft banden Gogen Kishi los und führten den Willenlosen fort. Eisai Kaoru wandte sich an mich.

»Jetzt wissen wir, wo wir Professor Hakato zu suchen haben. Doch wie sollen wir ihm beikommen?«

»Darüber können wir oben reden.«

Eisai Kaorus Männer würden Gogen Kishi hinaus aufs Land bringen. Dort mochte er den Rest der Nacht in den Feldern umherirren, bis er sich am Morgen wieder entsann, wohin er gehörte. Der Syndikatsboß interessierte uns nicht, er war allenfalls ein Werkzeug Professor Hakatos.

Eisai Kaoru schaltete den Scheinwerfer aus, und wir verließen den Keller. Oben im Haus, in einem der Wohnräume, berieten wir weitere Schritte. In Professor Hakatos unterirdisches Reich einzudringen war so gefährlich, wie in die Hölle zu springen.

Lohnte sich ein Großeinsatz? Und hatten wir eine Chance, etwas zu erreichen? Welche Gefahren erwarteten uns dort? Vampire oder Horrorkreaturen, die für Japan typisch waren? Mit dem Roten Dämon mußten wir auch noch rechnen. Ich hätte viel darum gegeben, Genaues über ihn zu erfahren.

»Wir müssen uns etwas Besonderes einfallen lassen, um den Stützpunkt Professor Hakatos zu vernichten«, sagte Suko, als wir auf den Futons, den aus Stroh geflochtenen Matten, saßen. »Nur mit deiner üblichen Ausrüstung werden wir nichts erreichen, John.«

»Das fürchte ich auch. Hakato aus seiner Umwelt zu entführen, dürfte unmöglich sein. Herauslocken können wir ihn auch kaum. Und selbst wenn es mir gelingt, Hakato zu vernichten, ist da immer noch der Rote Dämon, über den wir viel zu wenig informiert sind.«

Wir schwiegen uns mehrere Minuten an.

»Wenn wir nur einen Mann hätten, der mit dem mächtigen Kamikaze Verbindung aufnehmen und seine Proben bestehen könnte«, sagte Eisai Kaoru schließlich traurig. »Aber das hat seit über sechshundert Jahren keiner mehr geschafft, selbst unsere Klügsten und Tapfersten sind gescheitert. Doch wenn es keinen anderen Weg gibt, will ich es riskieren.«

Kamikaze war ein sehr alter Dämon, ein Elementargeist.

Er liebte es, als ein Taifun übers Meer zu toben, und wehe dem Schiff, das ihm dann in die Quere kam. Auch an Land richtete er mitunter erhebliche Verwüstungen an. Zu einem Land wie Japan, in dem Erdbeben an der Tagesordnung waren und das besonders in der Taifunzeit von starken Stürmen heimgesucht wurde, paßte der Taifun-Dämon Kamikaze gut.

Der launische, stürmische Elementargeist hatte im 13. Jahrhundert

Japan vor den mongolischen Invasoren gerettet. Im Jahre 1274 schickte der Mongolenherrscher Kublai Khan eine Flotte mit 15.000 Mann über die Korea-Straße nach Japan. Die Mongolen landeten auf der Insel Kyushu, eine große Schlacht wurde geschlagen.

Sie endete unentschieden. Die Mongolen zogen sich auf ihre Schiffe zurück, und in der Nacht brach ein Sturm los, der ihre Flotte vollständig zerstörte. Kamikaze hatte zugeschlagen, aus Zorn darüber, daß die Mongolen ihm ein Opfer verweigert hatten.

Nach dieser mißlungenen Invasion blieben den Japanern einige Jahre Zeit, um aufzurüsten. Kublai Khan, dem ganz Asien vom Chinesischen Meer bis Arabien gehörte, mochte es nicht hinnehmen, daß das japanische Inselreich sich ihm nicht unterwerfen wollte.

Er ließ zwei Flotten bauen, in Korea die eine, in Südchina die andere. Die Korea-Flotte sollte ein Fünfzigtausend-Mann-Heer nach Japan übersetzen, jene in Südchina gar hunderttausend Krieger.

Die gewaltigste Invasion der Geschichte lief an. Die Japaner wußten um die Vorbereitungen der Mongolen, sie boten alle Kräfte auf und flehten zu ihren Göttern und Ahnen. Mönche und Weise versuchten, den Taifun-Dämon Kamikaze zu beschwören, damit er die beiden Mongolenflotten vernichten solle.

Aber Kamikaze war das Treiben der Menschen zu dieser Zeit egal. Er war sehr launisch. Die erste große Mongolenflotte, die frech über die Korea-Straße übersetzte, hatte allerdings seinen Unwillen erregt. Doch diesmal würden die Mongolen das Sturmopfer bestimmt nicht vergessen.

Kamikaze ließ sich immerhin soweit herab, den Menschen, die ihn beschworen, eine Chance einzuräumen. Doch keiner konnte seine Proben bestehen. Beide Mongolenflotten landeten kurz nacheinander im Frühsommer 1281 an der Küste von Kyushu.

Der Taifun-Dämon hatte diesmal von den Mongolen ganze Wagenladungen von Opfergaben erhalten, sogar lebende Tiere und Sklaven. Furchtbare Kämpfe begannen. Die Japaner wehrten sich todesmutig gegen die Mongolen, den Schrecken der damaligen Welt. Ganz Kyushu war ein Schlachtfeld, auf dem die Invasoren mehr und mehr die Oberhand gewannen.

Da wagte ein Mann die Beschwörung des Taifun-Dämons Kamikaze, nachdem viele vor ihm gescheitert waren und keiner mehr einen Erfolg für möglich hielt.

Der Kriegermönch Jomyo Meishu war ein ebenso tapferer wie kluger Held. Er schaffte es, die drei Proben Kamikazes zu bestehen, und es gelang ihm, den Taifun-Dämon auf die Seite der Japaner zu bringen.

Kamikaze tobte zwei Tage lang. Der Taifun zerschmetterte beide Flotten der Mongolen, tötete einen Großteil der Besatzungen und nahm dem Landheer den Rückhalt. Damit nicht genug, der

Wirbelsturm verwüstete auch das mongolische Lager.

Als der ›Götterwind‹ abzog, hatten die japanischen Samurai und Krieger mit den demoralisierten Resten des mongolischen Invasionsheeres ein leichtes Spiel. Nach dieser fürchterlichen Niederlage gab Kublai Kahn seine Pläne zur Eroberung Japans auf.

In den folgenden Jahrhunderten hatte der Taifun-Dämon sich nicht mehr in die Angelegenheiten der Menschen eingemischt. Er kam auch davon ab, sein Sturmopfer zu verlangen, es lag ihm nichts mehr daran.

Im Zweiten Weltkrieg nannten die Japaner ihre Selbstmord-Bomberpiloten Kamikazes, weil diese wie der große Taifun das Inselreich vor der Eroberung durch Fremde retten sollten. Doch die tapferen Kamikaze-Flieger schafften es nicht, ihr Einsatz war vergebens.

Die Kamikaze-Bruderschaft war ein Bund, der sich im 17. Jahrhundert formiert hatte, um die Tradition zu schützen und altes Brauchtum zu wahren. Die Verehrung des Taifun-Dämons Kamikaze und seine jährliche Beschwörung, bei der er reiche Opfer erhielt, waren das Hauptanliegen des Bundes. Kamikaze reagierte nur ab und zu auf diese Beschwörungen und trat als gelindes Säuseln, als Windbö oder auch als Orkan auf.

Die Mitglieder der Bruderschaft beschäftigten sich auch mit Weißer Magie. Professor Hakato haßte die Kamikaze-Bruderschaft mehr als alles andere.

Jetzt wußte ich Bescheid.

»Der Kriegermönch hat den Taifun-Dämon also umgestimmt«, sagte ich. »Tüchtiger Bursche. Hat man ihm wenigstens ein Denkmal gesetzt?«

»Das ist bei uns nicht üblich«, antwortete Eisai Kaoru. »Doch in Okinawa steht Jomyo Meishus Gedenkschrein im heiligen Hain. Er ist eines unserer Nationalheiligtümer. Wenn wir nur Kamikaze gegen Professor Hakato und den Roten Dämon einsetzen könnten!«

»Das wäre eine Möglichkeit.« Ich hielt es für wenig aussichtsreich, mich auf eigene Faust und ohne eine Ahnung, was mich erwartete, in Professor Hakatos Höhlenlabyrinth zu wagen. Vielleicht hätte ich nicht mal eindringen können. Und der Taifun-Dämon Kamikaze interessierte mich sehr. »Ich glaube, ich wage es.«

»Was?« fragten Eisai Kaoru und Suko wie aus einem Mund.

»Kamikaze zu beschwören und seine Proben anzunehmen. Meine Nerven sind gut, ich bin körperlich fit und auch nicht gerade auf den Kopf gefallen. Weshalb sollte ich es nicht schaffen, wenn es dem alten Tsutsui möglich war?«

Eisai Kaoru und Tomoe, die erraten hatte, worum es sich handelte, starrten mich an wie das Kalb mit den zwei Köpfen.

»Sie sind ein Fremder, Sinclari-san«, meinte Eisai Kaoru dann. »Ein

Europäer. Kamikaze wird Sie im wahrsten Sinne des Wortes in der Luft zerreißen.«

»Warten wir es ab.«

Mein Entschluß war gefaßt. Ich mußte die Chance nutzen, den Taifun-Dämon als wertvollen Verbündeten zu gewinnen. Ich würde mich nicht umstimmen lassen.

***

Es war sieben Uhr morgens und heller Tag. Im Vergnügungsviertel herrschte um diese Zeit kein Betrieb, und auch das Geishahaus der Mamasan Toda Kasiki lag verlassen. Zwei Polizisten patrouillierten davor. Im Haus selbst hielten sich nur die Mamasan, eine jüngere, rangniedere Geisha und der Hausbursche auf.

Sie schliefen. Vor dem Mittag begann der Tag hier nicht.

Zwei Polizisten marschierten um das Haus herum. Sie ließen Gummiknüppel wirbeln, lachten und unterhielten sich.

»Viel lieber würde ich jetzt drinnen mit einer hübschen Geisha im Bett liegen«, sagte Hodscho. »Aber das läßt mein Gehalt leider nicht zu. So etwas können sich nur die Bonzen leisten.«

»Der Besuch bei einer Geisha ist nicht ungefährlich. Denk nur an Gogen Kishi, der heute nacht spurlos verschwand.«

»Hoffentlich erhält er jetzt endlich die Quittung für all seine Verbrechen. Jeder in Tokio weiß, daß er der Führer des größten Verbrechersyndikats ist. Von mir aus braucht Gogen Kishi nie mehr aufzutauchen.«

Die Polizei hatte bisher keine offizielle Meldung über Gogen Kishis Verschwinden erhalten. Deshalb fanden noch keine Ermittlungen statt. Falls keine Beweise für ein Verbrechen vorlagen, war es üblich, erst einmal achtundvierzig Stunden abzuwarten, ob der Vermißte nicht von selbst wieder auftauchte.

Igataki Hodscho gähnte gewaltig, daß es ihm fast den Unterkiefer ausrenkte. Seit sechs Uhr waren er und Schigatsu auf Posten. Hodscho hatte am Abend zuvor mit Freunden gefeiert. Er war nicht richtig ausgeschlafen.

Ihm war kühl, er fröstelte noch mehr, als ein Schatten über ihn fiel. Er schaute nach oben und schüttelte den Kopf.

»Schigatsu, ich glaube, ich habe gestern zuviel Sapporo-Bier und Sake getrunken. Jetzt sehe ich schon die Wolken rot!«

Auch Taira Schigatsu hob den Blick.

»Hodscho, das liegt nicht am Bier und am Sake. Da ist tatsächlich eine rote Wolke. Bei allen Ahnengeistern, sie senkt sich nieder! Was ist das?«

Etwa zweihundert Meter über dem Geishahaus wirbelte eine rote Masse. Es brodelte in ihr, Schlieren durchzogen sie, und dämonische

Fratzen und Gebilde entstanden darin und vergingen wieder. Diese Wolke war weder gasförmig, noch fest, noch flüssig. Sie hatte keinen natürlichen Ursprung und entsprach nicht den Aggregatzuständen.

Das Blut gefror jedem in den Adern, der sie sah. Denn diese Materie hatte eine bösartige und schaurige Ausstrahlung. Wie Strahlen oder Wellen sendete sie Impulse des Horrors aus.

Hausbewohner in der Nähe und weiter entfernte Passanten spürten einen noch nie gekannten Schrecken. Ihre Herzen hämmerten, der kalte Schweiß brach aus ihnen aus.

Die rote Wolke zog ihre Blicke magnetisch an.

Lautlos wirbelnd sank sie überraschend schnell tiefer. Taira Schigatsus Zähne klapperten. Igataki Hodscho nahm das Walkie-talkie aus der Tasche seiner Uniformjacke und rief das nächste Polizeirevier, zu dem er und sein Kollege gehörten.

Er meldete sich hastig und berichtete.

»Du bist wohl betrunken, Hodscho!« fuhr ihn der diensthabende Sergeant barsch an. »Schon heute morgen ist mir deine Fahne aufgefallen.«

»Sergeant Intoki, ich schwöre…«

Weiter kam der Polizist Hodscho nicht. Die rote Wolke hatte mittlerweile den pagodenartigen Dachgiebel des Geishahauses erreicht. Da warf Igataki Hoscho das Funkgerät fort. Er spurtete los, und auch Taira Schigatsu rannte weg wie ein Weltklassesprinter.

Das blanke Grauen saß ihnen im Nacken.

Sie rannten quer durch den kleinen Park hinter dem Geishahaus und nahmen die Umfassungsmauer des Grundstücks im fliegenden Stil. Vor der Mauer blieben sie keuchend sitzen.

Die rote Wolke drang inzwischen durch Ritzen und Spalten in das Geishahaus ein. Im Nu erfüllte der amorphe rote Nebel sämtliche Zimmer und Gänge. Mamasan Toda Kasiki, die junge Geisha und der Häusbursche fuhren in ihren Schlafkammern auf, doch retten konnten sie sich nicht mehr.

Der rote Schrecken durchdrang jede Pore ihres Körpers. Horror und Grauen erfüllten sie. Fürchterliche Angst und tödlichen Schmerz empfanden sie, als magische Kräfte die Atome ihres Körpers umwandelten.

Igataki Hodscho und Taira Schigatsu hatten sich wieder auf ihre Pflicht besonnen. Schigatsu machte die Leiter für Hodscho, sein Kollege stand auf seinen verschränkten Händen und konnte über die Mauerkrone spähen.

»Was siehst du?« fragte Schigatsu.

»Beim Buddha amitsa! Bei allen Ahnengeistern und beim großen Nirwana! Das darf es doch nicht geben, nein, nein!«

Hodscho zitterte so, daß er fast gefallen wäre. Denn das gesamte

Geishahaus stand als ein rötliches Nebelgebilde vor seinen Augen. Die Konturen flimmerten, sie waren durchsichtig geworden. Und in diesem nebelhaften Geisterhaus bewegten sich drei Skelette, die jetzt langsam niedersanken.

Die Knochen lösten sich auf. Igataki Hodscho schüttelte heftig den Kopf und sandte lautlose Gebete zu seinen Ahnen. Er brachte kein Wort hervor. Es gab noch andere Augenzeugen, denen es ähnlich erging.

Die rötlichen Konturen verschwammen. Da stand wieder das Geishahaus, von einem schwachen roten Schimmer umgeben. Wie ein Nebel löste sich die rote Wolke von ihm, und in den Gehirnen aller Menschen in einem Umkreis von hundert Metern erklang eine Gedankenstimme.

»Das war nur ein schwaches Vorspiel der Kräfte des Roten Dämons! Hütet auch vor dem Zorn Professor Ota Hakatos!«

Die rote Wolke hing noch einige Augenblicke brodelnd und wirbelnd über dem spitzgiebligen Haus. Dann stieg sie, immer schneller werdend, in die Lüfte empor, zu den Wolken am Frühlingshimmel über Tokio hinauf. Dort verschwand sie als ein kleiner Punkt.

Von der nahen Stadtautobahn dröhnte Verkehrslärm herüber. Die Skyline des modernen Tokios reckte sich in den Himmel. Doch das Grauen hatte die Elfeinhalb-Millionen Stadt gestreift.

Die Gewißheit war verkündet worden, daß es auch im Atomzeitalter dämonische Kräfte gab, die die Möglichkeiten des Menschen weit übertrafen.

Das Geishahaus stand wie zuvor, doch von den beiden Frauen und dem Mann, die sich darin aufgehalten hatten, war nichts übriggeblieben. Ihre Körper hatten sich spurlos aufgelöst, der Rote Dämon hatte sie verschlungen.

***

Noch am selben Vormittag erfuhren wir in Yokohama von dem schrecklichen Ereignis. Tomoe weinte fassungslos. Sie hatte die Mamasan Toda Kasiki zwar nicht gerade innig geliebt, aber Respekt vor ihr gehabt und sie geschätzt.

Der jungen Nachwuchs-Geisha, die ums Leben gekommen war, hatte Tomoe nahegestanden. Eisai Kaoru reckte seine knochige Faust gen Himmel und schwor Vergeltung.

»Ota Hakato hat sehr schnell von Gogen Kishis Entführung erfahren und Rache genommen«, sagte der Führer der Kamikaze-Bruderschaft. »Ein Glück, daß er nicht wußte, wo wir uns aufhielten. Doch das kann er mit seinen Mitteln und der Hilfe der Verbrechersyndikate bestimmt herausfinden.«

Das fürchtete ich auch.

»Wir müssen den großen Kamikaze sofort beschwören«, sagte ich. »Es darf keine Zeit mehr verloren werden.«

Eisai Kaoru vergaß ganz seine übliche Gelassenheit und zerrte an seinem dünnen weißen Bart.

»Was für ein Unglück, was für ein Schrecken! Aber wie sollen wir gleich mit der Beschwörung beginnen? Die Vorbereitungen sind noch nicht abgeschlossen. Der günstigste Zeitpunkt ist auch erst, wie aus den Sternen errechnet, in sieben Tagen.«

»Einerlei. In sieben Tagen ist es längst zu spät.«

Der Mönch und Zen-Meister sah es ein und fügte sich. Seufzend schritt er zum Haus, um alles Nötige zu veranlassen. Wir standen in dem großzügig angelegten Landschaftsgarten, durch den ein Bach in mehreren Rinnsalen den Abhang hinunterfloß.

Die Kirschbäume blühten um Yokohama, vom Meer wehte eine frische Brise.

Der Tag war schön, das Leben hätte herrlich sein können, wäre nicht das Wirken der Dämonen gewesen.

Tomoe schluchzte mit gesenktem Kopf, und ich tröstete sie. Ihr Haar war im Pfirsichhälften-Stil frisiert, lag also in drei runden, sich übereinander türmenden Wellen um den Kopf. Ein kleiner Knoten krönte diese Frisur.

Tomoes Kimono war weiß und mit hellblauen, roten und goldenen Symbolen versehen. Sie konnte an Liebreiz mit den Kirschblüten wetteifern. Ihr Schmerz schnitt auch mir ins Herz.

»Weine nicht, Tomoe«, sagte ich und legte den Arm um sie. »Professor Hakatos Ende ist schon eingeläutet.«

Ich vergaß ganz, daß sie mich nicht verstehen konnte. Doch sie wußte, daß ich ihr zusprach. Meine Nähe tröstete sie. Suko zog sich diskret zurück. Der Hüne hatte ein empfindsames Herz, was er allerdings nie zugeben wollte.

Er spielte lieber den harten Brocken, doch er konnte keinen täuschen, der ihn näher kannte.

Ich blieb mit Tomoe im Garten, bis Eisai Kaoru uns eine halbe Stunde später rief.

»Wir sind bereit, Sinclari-san. In wenigen Minuten wird der Hubschrauber uns abholen und nach Kobe bringen, wo die Beschwörung auf den Klippen über der Osaka-Bai stattfinden soll. Da opfern wir Kamikaze jedes Jahr. Wenn wir uns dort an ihn wenden, wird es ihn gnädig stimmen. Trotzdem fürchte ich, daß er überhaupt nicht erscheinen oder sehr zornig sein wird.«

»Das wird sich herausstellen, Meister Kaoru. Wenn Professor Hakato weitere rote Wolken durch die Lüfte schickt, könnte Kamikaze sie mal kräftig zausen. Schließlich sind die höheren Sphären sein Bereich.«

Ich beschloß, meinen Kimono abzulegen und die westliche Kleidung

anzuziehen. Die japanische Tracht war ungewohnt, sie konnte mich behindern. Und falls der Taifun-Dämon mich von der Klippe in die Lüfte riß, wollte ich nicht den Flattermann spielen.

***

Der Subashi-Hubschrauber war gelb und schwarz gestrichen, er sah von weitem wie eine riesige Wespe aus. Der Flug nach Kobe dauerte eindreiviertel Stunden. Dann stiegen wir oberhalb des Kobe-Nationalparks in den an der Küste gelegenen Rokkosan-Bergen aus dem Helikopter. Eisai Kaoru und drei männliche Mitglieder der Kamikaze-Bruderschaft, die allerlei Zubehör trugen, Tomoe, Suko und ich.

Der Pilot blieb beim Helikopter zurück.

Durch einen Berghain wanderten wir bei strahlendem Sonnenschein zur großen Klippe. Beim Aufstieg schon konnten wir auf die Stadt Kobe und den größten Seehafen Japans niedersehen.

Der Aufstieg war steil und mühsam. Es gab nur einen schmalen Pfad, was den Vorteil hatte, daß sich nur in Ausnahmefällen Touristen hierher verirrten. Wir begegneten lediglich einem jungen Paar, das uns höflich Platz machte.

Auf der Klippe oben angelangt, mußten wir zunächst verschnaufen. Wir wischten uns den Schweiß ab. Ich überlegte wieder mal, ob ich das Rauchen nicht ganz aufgeben sollte. Das fiel mir überhaupt nicht schwer. Ich hatte mir das Rauchen schon mindestens ein dutzendmal abgewöhnt.

Aber ich sah, daß auch Suko keuchte, und das tröstete mich.

Die drei Kamikaze-Adepten stellten ein eisernes, dreibeiniges Kohlebecken hin, füllten es mit Holzkohle, gossen Spiritus darüber und zündeten die Kohlen an. Als sie zu glimmen begannen, verbrannten die Kamikazes Kräuter, die einen wohlriechenden Dampf verbreiteten.

Über diesem Kohlebecken begann Tomoe, den Tee auf traditionelle Art zuzubereiten. Sie hockte am Boden und hantierte konzentriert und in ihre Tätigkeit versunken. Der Seewind, der hier oben ziemlich frisch wehte, bauschte ihren Kimono.

Eisai Kaoru saß im Lotossitz da, hatte die Augen geschlossen und meditierte, um Kraft für seine bevorstehende Aufgabe zu sammeln. Suko und ich standen abseits, denn um am ersten Teil der Beschwörung teilzunehmen, hatten wir weder die Kenntnisse noch die Übung. Ich preßte meinen Einsatzkoffer an mich. Eine bolzenverschießende Pistole, ein silberner geweihter Dolch mit kreuzförmigem Griff, magische Kreide, Gnostische Gemmen und andere Utensilien lagen in den einzelnen Fächern.

Unter der linken Achselhöhle steckte die mit Silberkugeln geladene

Beretta in meiner Schulterhalfter.

Ich sah auf das leichtbewegte Meer nieder. An den Riffen, zweihundertfünfzig Fuß unterhalb der Klippenkante, schäumte es. Die japanische Inlandsee trennte die Hauptinsel Honschu von Schikoku.

Reger Schiffsverkehr herrschte bei der einige Kilometer entfernten Hafeneinfahrt. Ich schaute zum Himmel hinauf. Er war klar und fast wolkenlos. Hell leuchtete die Frühlingssonne.

Als Tomoe den Cha, den grünlichen, leicht bitteren Tee fertig hatte, begann Eisai Kaoru mit der Hauptzeremonie. Er trat an den Klippenrand, die Teeschale in den erhobenen Händen. Sein weißer Bart umwehte seinen Kopf.

Der Führer der Kamikaze-Bruderschaft goß das Trankopfer für den Taifun-Dämon aus, sprach feierlich Kamikazes Namen, trank selbst einen Schluck von der heißen Flüssigkeit und entleerte sie über die Klippenkante. Er intonierte den Anrufungsgesang, in den seine drei Adepten und die bei beim Kohlebecken hockende Tomoe einfielen.

Sie reckten die Arme gen Himmel.

»Kamikaze«, verstand ich immer wieder. »Daymio Kamikaze!«

Der Seewind wurde weder stärker noch schwächer. Immer dringender riefen die Mitglieder der Kamikaze-Bruderschaft den Elementargeist an. Immer eindringlicher verlangten sie nach ihm.

Suko und ich schwiegen, um die Zeremonie nicht zu stören. Erst zum Schluß sollten wir einstimmen und Kamikazes Namen rufen. Wir mußten unseren Geist freimachen von allen anderen Gedanken, von aller Furcht und Selbstsucht.

Auf Kamikaze mußten wir uns konzentrieren und ihn mit ganzer Kraft herbeirufen.

Ein Adept warf regelmäßig eine Handvoll Kräuter auf das Kohlebecken, und grünlicher Dampf stieg empor und verwehte im Wind. An die vier Stunden verstrichen, die ersten Anzeichen von Müdigkeit machten sich bemerkbar.

Da gab Eisai Kaoru uns das vereinbarte Zeichen. Er winkte uns mit der Rechten zu, die aus dem weiten blauen Kimonoärmel hervorragte, und hob sofort wieder die Arme.

Nun reckten auch Suko und ich die Arme empor.

»Kamikaze!« riefen wir. »Erhabener Dämon Kamikaze, Herr der Lüfte, komm! Zeig uns dein Gesicht!«

Alle boten sämtliche Kräfte auf, um den Taifun-Dämon herbeizuwünschen. Zum mehr als hundertsten Mal rief Eisai Kaoru die vorgeschriebene Beschwörungsformel. Zwei Adepten legten kostbare Geschenke an den Rand der Klippe, goldene Becher, Schmuck und Armreifen, aber auch Reis, Fleisch, Früchte und Sake. Diese Opfergaben waren für Kamikaze bestimmt.

Es sauste und brauste in der Luft. Schneller, als man es beschreiben

kann, verfinsterte sich der Himmel über uns. Es wurde kalt, eine Windbö fauchte uns ins Gesicht. Dunkelheit umgab uns, wir konnten nur noch wenige Meter weit sehen.

Regen und Hagel schlugen uns ins Gesicht. Luftturbulenzen zerrten an unseren Kleidern, und die Kimonos Kaorus, seiner drei Adepten und Tomoes bauschten sich und flatterten. Tomoe sprang zur Seite, denn aus dem Eisenbecken flogen die glühenden Kohlen.

Im nächsten Moment folgte ein besonders heftiger Windstoß und wirbelte uns die Opfergaben um die Ohren. Ich schützte mein Gesicht mit den Unterarmen. Der Sturm wurde so heftig, daß ich mich dagegen anstemmen mußte, um nicht davongeweht zu werden.

Tomoe und die drei Adepten lagen flach auf der Felsenklippe. Suko bot dem Sturm die Stirn, außer ihm Eisai Kaoru. In dem hageren, ausgemergelt erscheinenden Körper des alten Zen-Meisters steckten erstaunliche Kräfte.

Der Orkan riß ihm die Worte vom Mund und verwehte sie. In der Düsternis vor uns, im Brausen des Sturmes, manifestierte sich ein Gesicht. Es war nicht immer deutlich erkennbar. Riesengroß war es. Ich sah zwei Augen, eine Nase und einen Mund, so groß wie eine Höhle, aus der der Sturmwind pfiff.

Massig war dieses düstere Gesicht, es wirkte unwirsch. Eine Windbö fauchte uns an, und wir alle verstanden die Worte, die fast unsere Trommelfelle sprengten.

»Ihr Würmer, was wagt ihr, mich zu stören? Verschwindet, oder ich werfe euch ins Meer!«

Wieder blies und wehte der Orkan uns fast um. Die Opfergaben hatte Kamikaze verschmäht, sie waren über die gesamte Umgebung verstreut. In der magischen Sphäre des Taifun-Dämons verstand ich auch Eisai Kaorus japanische Worte.

»Großer Kamikaze, nicht um zu freveln, nicht mutwillig rufen wir dich an. Nippon schwebt in einer großen Gefahr, dämonische Mächte haben sich verschworen. Nur du kannst uns retten!«

»Was geht das mich an?« dröhnte der Taifun-Dämon. Sein dunkles Wolkengesicht veränderte die Form und wurde womöglich noch finsterer. »Die Angelegenheiten der Menschen kümmern mich keinen Yen. Bin ich denn die Amme von euch wimmelnden, kindischen Wichten, die ihr niemals klug werdet? Ihr närrischen Mikroben, wagt es nicht, mich noch einmal zu stören!«

»So willst du uns also zugrunde gehen lassen?« rief Eisai Kaoru verzweifelt. »Uns den feindlichen Dämonen überlassen, dem Bösen aus den Abgründen jenseits der Sterne?«

»Was scheren mich diese Dämonen, solange sie sich nicht mit mir anzulegen wagen? Hinweg mit euch, sonst blase ich euch ins Meer!«

»Großer Kamikaze!« versuchte Eisai Kaoru es noch einmal. »Es ist ein

Mann da, der deine Proben bestehen will. Aus einem fernen Land ist er gekommen, seine Lebensaufgabe ist es, die Mächte des Bösen zu bekämpfen. Willst du ihm nicht das gleiche Recht auf Erprobung gewähren wie unserem sagenhaften Helden Jomyo Meishu?«

Kamikaze antwortete nicht. Er blies noch stärker, und auch Eisai Kaoru mußte zu Boden. Suko und ich wankten. Wir klammerten uns aneinander, meinen Einsatzkoffer zwischen uns. Der Orkan umbrauste uns, kein klares Stück Himmel war mehr zu sehen.

In unseren Ohren sauste und brauste es. Kälte ließ unsere Zähne klappern. Eisai Kaoru winkte uns, es aufzugeben. Er wollte abziehen. Kamikaze war offenbar nicht in der Laune für uns.

Doch ich gab nicht auf.

»He, Kamikaze!« rief ich. »Du hast wohl nichts Gutes mehr auf Lager, was? Deine Proben möchte ich mal erleben! Wahrscheinlich handelt es sich um albernes Zeug!«

Die Bö war so heftig, daß sie Suko und mich umwarf und über die Klippenplattform kollern ließ. Wir schlugen uns die Knochen an Steinen an, rollten gegen einen Felsen und krallten uns daran fest.

»Du wagst es, mich zu beleidigen?« brüllte Kamikaze aus dem heulenden Sturmwind. »Ich zerreiße dich glatt!«

»Das kannst du leicht«, schrie ich in den Sturm. »So ein gewaltiger Riese, wie du bist. Aber deshalb glaube ich trotzdem, daß deine Proben nichts taugen, du Windbeutel!«

Selbst Suko erstarrte vor Furcht, als ich das rief. Er glaubte, das Ende sei gekommen. Für wenige Augenblicke herrschte völlige Stille. War es die gefürchtete Ruhe vor dem größten Sturm? Würde der Taifun-Dämon mich packen und auf die Felsenriffe schleudern?

Ein donnerndes, kollerndes Geräusch ertönte. Es dauerte eine Weile, bis ich es erkannte. Der Taifun-Dämon lachte. Er amüsierte sich über meine Frechheit.

»Wie hast du mich genannt? Einen Windbeutel? Auf, erhebe dich!«

Da es im Moment windstill war, stellte ich mich auf die Beine. Den Einsatzkoffer ließ ich Suko.

»Du gefällst mir«, dröhnte der Taifun-Dämon. »Du bist kein Schlappschwanz wie die anderen, die mich immer wieder mal anödeten. Ihre Glieder wurden zu Wasser, wenn sie mich nur anschauten, und dabei versuchten sie, tapfer zu erscheinen. Wie heißt du?«

»John Sinclair.«

»Dein Name sagt mir viel. Denn wenn ich mich um die Angelegenheiten der Menschen auch nicht mehr kümmere, so weiß ich doch manches. Du hast schon viele Kämpfe gegen die Dämonenwelt ausgefochten, John Sinclair. Gegen diese niederen Kreaturen, von denen ich mich distanziere. Denn ich bin ein

Elementargeist und gehorche anderen Gesetzen. Diese primitive Bosheit widert mich an.«

»Das ist gut, Kamikaze-san. Du gibst mir also die Chance, deine Proben zu bestehen?«

»Hai, ja. Verabschiede dich von deinen Freunden, denn jetzt geht es los!«

»Sayonara!« konnte ich gerade noch schreien, dann erfaßte mich der Orkan mit aller Macht. Eine Windhose packte mich, riß mir die Beine vom Boden weg und schleuderte mich wie ein Geschoß von der Klippe. Ich wirbelte umher, überschlug mich in der Luft und wußte nicht mehr, was oben und unten war.

Kamikaze riß mich in die Lüfte empor, noch über die Wolken hinaus. Auf der Klippe unten blieben mein Freund Suko, die schöne Tomoe und die vier Männer von der Kamikaze-Bruderschaft zurück.

Den Kopf in den Nacken gelegt, starrten sie mir nach. Sie konnten nur beten und hoffen, denn ich war ihren Blicken entschwunden.

Der Taifun-Dämon blieb als dunkle Sturmwolke, in der immer wieder sein Gesicht zu erkennen war, in meiner Nähe. Einer seiner Ausläufer hatte mich erfaßt. Ich saß, auch wenn das widersprüchlich klingt, auf einer kompakten Luftschicht und wurde höher und höher emporgetragen.

Schon lagen die Wolken tief unter mir. Die Luft wurde immer dünner und schneidend kalt. Endlich hielt der Taifun-Dämon inne.

Das Atmen fiel mir schwer.

»So, jetzt wollen wir anfangen. Mal sehen, ob du gute Nerven hast, John Sinclair. Einen Feigling kann ich nämlich nicht gebrauchen!«

Im nächsten Moment stürzte ich kopfüber hinunter. Es war ein höllisches Gefühl. Die Luft pfiff an mir vorbei, durchdrang eisig kalt meine Kleidung und ließ mich vor Kälte blau anlaufen. Wie eine Bombe sauste ich im freien Fall hinab, wo kilometerweit unter mir das Meer lag.

Bei der Wucht meines Aufpralls würde die Wasseroberfläche so hart sein wie Beton. Wer mal vom Zehn-Meter-Turm gesprungen und nicht ganz gerade aufgekommen ist, der weiß, was ich meine. Meine Muskeln verkrampften sich.

Es war eine elementare Angst, die mich ergriff und die ich bezwingen mußte. Ich fiel, ich stürzte kilometertief ab, und Todesfurcht umkrallte mich. Ruhig, John, sagte ich mir und atmete tief durch, so gut mir das möglich war. Wenn Kamikaze dich zerschmettern wollte, hätte er das leichter haben können. Ein Sturz von der Klippe hätte genügt.

Eine Zeit, die mir unendlich erschien, verging im freien Fall. Rasend schnell wuchs mir die Wasseroberfläche entgegen. Die Luft zischte und pfiff an mir vorüber. Auf See vorbeifahrende Schiffe, die mir zuvor

winzig klein erschienen waren, wurden rasch größer.

Jetzt hatte ich nur noch ein paar hundert Meter zu fallen. Wollte Kamikaze mich etwa tatsächlich ins Wasser werfen? Hatte ich eine Chance, wenn ich kerzengerade im Neunzig-Grad-Winkel und mit gestrecktem Körper eintauchte?

Ich hatte mal in einem Zeitungsartikel gelesen, daß ein Mann ohne Fallschirm den Absprung aus seiner brennenden Sportmaschine dreitausend Meter über dem Meer auf diese Weise überlebt hatte. Aber Papier war geduldig, schreiben konnte man viel.

Doch versuchen mußte ich es. Ich stürzte immer noch mit dem Kopf voran, dafür hatte Kamikaze gesorgt. Ich streckte die Arme vor, faltete die Hände und machte mich so lang wie möglich. Wenn schon, dann mußte ich völlig gerade eintauchen.

Widersinnigerweise mußte ich in diesem Augenblick an meine Londoner Freundin denken, die hübsche Privatdetektivin Jane Collins, mit der zusammen ich schon einige dämonische Abenteuer erlebt hatte.

Obwohl ich Todesängste litt, gab ich keinen Laut von mir. Ich versuchte, nicht einmal mit der Wimper zu zucken, denn Kamikaze beobachtete mich sicher genau.

Wenn schon, dann wollte ich mit Haltung sterben.

Mein ganzer Körper war verkrampft. Die Angst beutelte mich. Die Wasseroberfläche raste näher. Noch zweihundert Meter, noch hundert. Achtzig, fünfzig, zwanzig, zehn! Und jetzt… jetzt mußte es geschehen!

Da riß es mich weg. Es war ein magischer Trick! Wie Kamikaze es anstellte wußte ich nicht. Jedenfalls spürte ich keinerlei Bremseffekt, doch ich flog plötzlich wieder nach oben. Der Sturmwolke entgegen, aus der Kamikaze dröhnend lachte.

»Hohoho, nicht schlecht, Menschlein! Du hättest sogar einen Kopfsprung aus sechstausend Meter Höhe versucht, wenn ich dich nicht aufgefangen hätte. Und du hast keine Schwäche gezeigt. Jetzt wollen wir mal sehen, ob du ebenso klug wie tapfer bist.«

Meine Kleider waren schweißnaß. Kamikaze hatte ein Einsehen und schickte einen warmen Luftstrom, der mich trocknete. Inzwischen hatte ich die Höhe des Taifun-Dämons, etwa drei Kilometer, erreicht. Ich schwebte auf einer Wolke und hatte das Gesicht des Taifun-Dämons vor mir.

Daß ich sitzen konnte, dafür war ich dankbar. Meine Knie schlotterten nämlich ganz schön. Für den Ausflug zu der Klippe hatte ich einen Anorak angezogen, dessen Taschen mit Reißverschlüssen verschlossen waren. Deshalb hatte ich meine Zigaretten noch.

Ich zog die Packung und das Feuerzeug aus der Tasche heraus und steckte mir ein Stäbchen zwischen die Lippen. Kamikaze konnte ich nur mit Kaltblütigkeit und Unverfrorenheit imponieren.

»Du gestattest, daß ich rauche, großer Kamikaze?«

Der Taifun-Dämon blies mir eine Windbö ins Gesicht, die mich fast von der Wolke geworfen hätte.

»Da hört sich doch alles auf! Unverschämt bist du wohl gar nicht, du Wurm?«

»Nur gelegentlich. Wollen wir jetzt mit dem Quiz beginnen?«

Ich entzündete die Zigarette und blies den Rauch aus.

»Wie du willst. Also, wie viele Sekunden dauert die Ewigkeit?«

Das war gemein, denn wer sollte das schon wissen? Schließlich war ich nicht der liebe Gott. Ich überlegte, welche Art Antwort der Taifun-Dämon wohl erwartete. Eine zahlenmäßige nicht, denn das menschliche Zählvermögen reichte für eine so hohe Zahl nicht aus.

Ich mußte mit einem Symbol, einem Gleichnis, antworten.

»So viele Sekunden, wie die Weltmeere Wassertropfen haben«, sagte ich nach kurzem Überlegen. »Das Wasser verdunstet und steigt auf, es fällt als Regen wieder auf die Erde und ins Meer nieder. Es ist ein Kreislauf, der besteht, solange es die Welt gibt.«

Damit konnte er mich nicht festnageln. Der Taifun-Dämon schwieg kurze Zeit, prustete dann eine Windbö aus und gab sich mit meiner Antwort zufrieden.

»Dieses Rätsel hast du gelöst, John Sinclair. Doch jetzt sage mir, wie lange eine solche Sekunde der Ewigkeit dauert?«

Darauf antwortete ich ihm mit einer alten Fabel. »Es gab einen Berg, und alle hundert Jahre kam ein Vögelchen geflogen und wetzte seinen Schnabel an dem Berg. Wenn das Vögelchen den ganzen Berg abgewetzt hatte, dann war die erste Sekunde der Ewigkeit vorbei.«

»Ich sehe, du kennst die Mythologie«, sagte Kamikaze. »Ich bin zufrieden, du hast die Proben bestanden, John Sinclair. Du kannst einen Wunsch an mich richten wie damals der Tsutsui Jomyo Meishu. Ich erinnere mich noch gut an ihn. Er wollte, daß ich die Mongolen vernichte, und das habe ich getan. Hei, war das ein Spaß, das Meer aufzuwühlen und die Schiffe zu zerschmettern, diese Nußschalen! Dann zog ich durchs Heerlager, wirbelte Menschen, Pferde und Zelte durch die Luft und ruhte nicht eher, als bis nichts mehr heil war. Ein netter Zeitvertreib.«

Nicht für die Mongolen, dachte ich.

»Du sollst uns gegen den dämonischen Professor Ota Hakato helfen, großer Kamikaze«, sagte ich. »Er hat sein Horror-Labor in den Höhlen des Vulkans auf der Insel Sumisu eingerichet.«

Kamikaze winkte mit einem dunklen Wolkenfetzen ab.

»Ich weiß, ich weiß. Ich kenne diese ganze dämonische Sippschaft, den Schwarzen Tod, den Spuk, Myxin den Magier, und wie sie alle heißen. Ich mag sie nicht, diese Widerlinge. Hakato ist übrigens die rechte Hand des Schwarzen Todes hier in Japan.«

Das hatte ich nicht gewußt. Mit dem Schwarzen Tod war ich schon öfter aneinandergeraten. Einmal hatte er mich sogar in seine Horrordimensionen entführt.

Daß ich ihm entkommen war und noch lebte, verdankte ich außer meiner Cleverneß und einer tüchtigen Portion Glück noch seiner Rivalität mit Myxin dem Magier.

Die beiden waren sich schon im alten Atlantis nicht grün gewesen. Myxin war selbst ein Vertreter des Bösen, doch wenn er dem Schwarzen Tod eins auswischen konnte, rang er sich sogar mal eine gute Tat ab. Dann unterstützte er auch mich mal.

»Ist Professor Hakato ein Mensch oder ein Dämon?« fragte ich.

»Er wurde als Mensch geboren, aber er ist kein natürliches Wesen mehr. Seine Zauberkraft basiert auf einem silbernen Shinto-Schrein, den ihm der Schwarze Tod gegeben hat. Darin befinden sich die Gebeine des großen Dogen, eines der Pioniere des Zen-Buddhismus. Ota Hakato mißbraucht Dogens Charisma für seine üblen Zwecke. Ohne den Schrein ist seine Magie nicht mehr viel wert. Doch solange er den Schrein besitzt, kann er seinen Stützpunkt auf der Insel Sumisu auf magische Weise abriegeln. Dann kann auch ich ihm dort nichts anhaben, und er wird sich hüten, die Insel zu verlassen.«

Das war eine krasse Enttäuschung, denn ich hatte gehofft, daß Kamikaze das Horror-Labor mitsamt Professor Hakato und dem Rotem Dämon kurz und klein schlagen würde, ohne daß ich mich groß zu engagieren brauchte. Ein ordentlicher Taifun oder eine Springflut, die freilich die Inselbewohner von Sumisu nicht in Mitleidenschaft ziehen durften, hätten den ganzen Spuk tilgen sollen.

Meine Absicht war gewesen, Kamikaze bei seinem Ehrgeiz zu kitzeln. Denn wer eine ganze mongolische Invasionsflotte vernichtet hatte, der sollte doch auch einen Dämonenstützpunkt schaffen.

Doch jetzt saß ich da. Kamikaze konnte nichts ausrichten.

»Der Shinto-Schrein muß also weg, sonst ist Ota Hakatos Macht zu groß?«

»Ja, du Erdenwurm. Jemand muß Professor Hakato den Schrein entführen. Damit fände auch der Geist des großen Dogen im Jenseits endlich wieder seine Ruhe. Du wärst ein geeigneter Mann dazu, John Sinclair.«

Prost Mahlzeit! Jetzt waren wir soweit wie zuvor. Ich mußte doch in das Höhlenlabyrinth von Sumisu eindringen und die Kastanien aus dem Feuer holen. Was erwartete mich dort wohl alles? Bestimmt nichts Gutes.

Meine Chancen im Innern des Vulkanberges waren etwa so groß wie die eines Wassertropfens auf einer glühenden Herdplatte.

»Kannst du mir etwas über den Roten Dämon erzählen?« fragte ich den Taifun-Dämon.

»Professor Hakato, der von Haus aus Biochemiker ist, fabrizierte diese Masse bei seinen Forschungsexperimenten. Erst auf Sumisu gelang es ihm, sie mit dämonischem Leben zu versehen und für seine Zwecke einzusetzen. Der Rote Dämon besitzt nur eine geringe Eigenintelligenz. Professor Hakatos Dämon ist ungeheuer gierig, er löst Menschen und Tiere völlig auf und verleibt sich ihre Energie als Nährstoff ein. Dabei wächst er schnell, und je mehr er wächst, desto mehr Nahrung braucht er. Der Rote Dämon bewegt sich durch die Luft, aber er vermag auch im und unter Wasser zu schwimmen oder sich unter der Erde fortzubewegen. Durch einen Ritz oder einen Türspalt kann er binnen Sekunden in ein Gebäude eindringen und es vollständig erfüllen. Für einen Menschen gibt es keine Rettung und keinen Zufluchtsort vor ihm. Denn selbst in einem hermetisch abgeriegelten Atomschutzbunker existiert ein Luftaufbereitungssystem, durch das der Rote Dämon einzusickern vermag.«

»Du meinst, er könnte ganz Japan entvölkern?«

»Tokio bestimmt. Alle Japaner auszurotten, wäre nicht Professor Hakatos Sinn. Er will sich vielmehr zu ihrem Herrscher aufschwingen und das Reich der Mitte zu einem dämonischen Vorposten machen.«

Kamikaze war gut informiert. Ihm als Dämon oder Elementargeist standen natürlich viele Möglichkeiten zur Verfügung.

Mir schauderte bei dem Gedanken, daß Professor Hakato den Roten Dämon in Tokio loslassen könnte. Daß sich eine schreckliche, riesige Wolke vom Himmel auf die Elfeinhalb-Millionen-Stadt herabsenkte und alles Lebendige ausrottete.

»Kann der Rote Dämon denn vernichtet werden?« frage ich.

Kamikaze brauste ungeduldig auf. Sich mit mir so lange unterhalten zu müssen, langweilte ihn. Geduld war nicht die starke Seite des Taifun-Dämons.

»Wenn Professor Hakato stirbt, löst der Rote Dämon sich auf. Hakatos Willen und Magie halten ihn zusammen.«

»Und Hakatos Magie und Macht basieren auf dem Shinto-Schrein. Ich weiß Bescheid. Kannst du mir sagen, wie ich in Hakatos Stützpunkt vordringen soll?«

»Laß dir nur selbst etwas einfallen, John Sinclair. Schließlich bin ich nicht dein Kindermädchen. Wir können einen Pakt schließen. Du entführst den Shinto-Schrein, und ich halte mich bereit, um Professor Hakatos Stützpunkt zu zerstören. Das ist ein großes Entgegenkommen von mir, denn das wird ein hartes Stück Arbeit. Immerhin hat Hakato sich unterirdisch eingeigelt. Da kann ich nicht einfach drüber wegbrausen. Da muß ich in die Tiefe gehen, Springfluten erzeugen, vielleicht noch dem Erd-Elementargeist, diesem tumben Kauz, freundlich tun, damit er ein kräftiges Beben schickt.«

»Dazu müßten wir die Inselbewohner evakuieren.«

»Das ist euer Sake. Von Professor Hakatos Horror-Labor bleibt nichts übrig, dafür garantiere ich, der Taifun-Dämon. Vorausgesetzt, er kann sich nicht auf den magischen Shinto-Schrein stützen.«

»Okay. Du kannst ruhig mal wieder was für dein Image als Schutzgeist Japans tun, Kamikaze. Vor siebenhundert Jahren hast du einmal den Mongolen aufs Haupt gehauen, und dafür läßt du dich heute noch feiern.«

»Zweimal«, berichtigte mich Kamikaze. »Jomyo Meishu begegnete mir mit wesentlich mehr Ehrfurcht als du, John Sinclair. Aber hol's das Nirwana, du gefällst mir. Du kannst auf mich rechnen.«

Er wollte mich wieder auf der Klippe unten absetzen.

»Halt, Moment noch!« rief ich. »Kannst du mir nicht noch etwas über die Höhlen des Sumisu-Vulkans und die besonderen Gefahren erzählen, die dort lauern?«

»Was denn noch alles? Du strapazierst meine Geduld. Den Shinto-Schrein bewacht der Schatten-Samurai. Untote Wächter stehen vor den Höhleneingängen. Solange er den Silberschrein hat, kann auch eine Silberkugel oder eine magische Waffe Professor Hakato nichts anhaben. Er ist gegen Feuer und Wasser immun, doch wenn du ihm den Schrein raubst, vermögen ihn die Elemente und magische Waffen zu töten.«

Die Wolke, auf der ich saß, wurde zu einer wirbelnden Windbö, die mich rasch tiefer trug, auf die Klippe zu. Ich hätte Kamikaze gern noch einiges gefragt, doch mir blieb keine Zeit. Ich schluckte mehrmals, um den durch den Höhenunterschied bedingten stärkeren atmosphärischen Druck auszugleichen, denn diesmal setzte Kamikaze keine magische Sphäre ein. Zwei Minuten später berührten meine Füße den Felsboden. Kamikaze blies mich noch mal kräftig an, der Windstoß zerzauste mein Haar.

Dann war der Sturmdämon fort. Meine Knie zitterten nach den Luftreisen noch nachträglich. Eisai Kaoru, Tomoe und die drei Kamikaze-Adepten starrten mich an. Sie konnten es noch nicht fassen, daß ich die Proben bestanden hatte und lebendig vor ihnen stand.

Suko stürmte auf mich los und hieb mir mit seinen Pranken immer wieder auf die Schulter.

»John, du hast es geschafft! Dir ist es tatsächlich gelungen!«

»Zerbrich mir nicht die Knochen, du Büffel, und freu dich nur nicht zu früh«, antwortete ich. »Wir müssen nämlich doch in die Höhlen des Sumisu-Vulkans eindringen und Messerschnitt und Kragen riskieren. Den Rest erledigt dann der Taifun-Dämon.«

Mein chinesischer Freund seufzte.

»Es bleibt einem auch nichts erspart. Du bist dazu entschlossen, es zu wagen, wie ich dich kenne.«

»Du kennst mich richtig. Wir werden Professor Hakato und seinem Roten Dämon auf die Stiftzähne fühlen, bis sie abbrechen.«

***

Professor Ota Hakato schritt in der Zentrale neben seinen Wohnräumen auf und ab. Er starrte auf den Fernseh-Monitor, der ihm Gogen Kishis schweißnasses Gesicht in Großaufnahme zeigte. Auf den Professor war eine Fernsehkamera gerichtet, und der Syndikatsführer sah ihn in Tokio auf dem Bildschirm vor sich.

Ota Hakato wußte die Annehmlichkeiten der Technik zu schätzen. Es wäre viel zu umständlich gewesen, etwa eine Kristallkugel zu befummeln und auf magische Weise mit Gogen Kishi in Kontakt zu treten. Seine übernatürlichen Kräfte sparte er lieber für wichtigere Dinge auf.

Der Professor in seinem schwarzen, mit Todessymbolen bedruckten Kimono war keine Schönheit. Auf seinem nach hinten ausladenden gelblichen Schädel wuchs kein einziges Haar. Dafür waren die Augenbrauen sehr buschig, die stechenden Augen lagen tief in den Höhlen.

Hakatos Lippen bildeten einen dünnen Strich in dem hageren Fanatikergesicht.

Wenn er sie öffnete, wurden Goldzähne sichtbar, seine natürlichen Beißer hatte Hakato schon in jungen Jahren verloren. Der Kimono umschlotterte seine hagere Gestalt. Aus den Kimonoärmeln ragten dürre Hände mit wahren Spinnenfingern.

Eine dämonische Aura umgab den Professor. Finster schaute er über die Monitorbildschirme, von denen nur drei ein Bild zeigten. Achtzehn Bildschirme stellten einen Komplex dar, in drei Reihen übereinander angeordnet. Ein Schaltpult mit vielen flackernden Lichtkontrollen, Hebeln und Schaltern stand vor den Bildschirmen.

In die Felswand rechts von den Bildschirmen und dem Schaltpult, die mitten in dem in den nackten Felsen gehauenen Raum standen, war eine Scheibe aus schwarzem Panzerglas eingelassen. Sie war rund, ihr Durchmesser betrug knapp zwei Meter.

Hinter dieser Scheibe wogte und waberte es rötlich. Schlieren durchzogen die nebelartige Masse, die hin und wieder Konturen und Fratzen bildete. Das war das Gehirn des Roten Dämons, seine Steuerzentrale, die Professor Hakato beeinflußte und die alle Lebensreflexe des Horrorwesens kontrollierte.

Hakatos Wohnräume nebenan waren sehr luxuriös eingerichtet. Er hielt sich aber fast nur zum Schlafen dort auf, denn meist arbeitete er besessen, vom Bösen beseelt. Professor Ota Hakato wollte, daß dämonische Mächte die Welt regierten.

Über seine Forschungsarbeiten früherer Jahre, bei denen er der

Ewigen Jugend und der Heilung aller Krankheiten nachgejagt war, konnte er nur noch lachen. Über solche Kindereien war er lange hinaus. Solange er mit dem Schwarzen Tod paktierte und den magischen Silberschrein besaß, konnte er praktisch unbegrenzt leben und brauchte nichts zu fürchten.

Die anderen sollten ruhig sterben, wenn es Zeit war.

Professor Ota Hakato fühlte sich den übrigen Menschen unendlich überlegen. Er haßte und verabscheute sie.

Jetzt wandte er sich dem Bildschirm zu und schrie los. Ein Mikrofon fing jeden Ton auf, alles wurde direkt über die Sendeanlage des Stützpunktes nach Tokio übertragen. In Japan gab es eine Menge Privatsender; der Ota Hakatos war einer davon.

»Gogen Kishi!« schrie Ota Hakato und streckte seinen dürren Zeigefinger aus. »Sie haben uns verraten!« Kishi zuckte vor der Aufnahmekamera im Sendestudio des Syndikatshochhauses in Tokio heftig zusammen.

»Nein, Professor Hakato, niemals! Ich entsinne mich nur an die Geishaparty, dann ist meine Erinnerung blockiert. Mein Kopf schmerzt zum Zerspringen, wenn ich darüber nachdenke.«

»Er wird gleich tatsächlich zerspringen, wenn Sie es nicht tun.«

Professor Hakato lächelte mit falscher Freundlichkeit. Das Lächeln erreichte seine düster glühenden Augen nicht.

»Ich will Ihnen behilflich sein, sich zu erinnern, Kishi. Schauen Sie auf den Bildschirm!«

Hakato trat zur Seite. Er murmelte eine Beschwörungsformel, schrieb mit seinen Spinnenfingern mit grotesker Geschwindigkeit ein magisches Symbol in die Luft. Flimmernde japanische Schriftzeichen entstanden vor der an einem Ausleger befestigten Fernsehkamera. Diese Schriftzeichen wurden nach Tokio gesendet, sie lösten den Hypnoseblick in Gogen Kishis Gehirn.

Hakato sah Kishis Gesicht auf dem Bildschirm, sah, wie sich seine Züge verzerrten und wie er die Hände an die Schläfen preßte.

»Rede, Kishi!« befahl er.

Und Gogen Kishi erzählte alles. Es war ihm wieder bewußt geworden. Als er geendet hatte, sank er in seinen Sessel zurück.

»Ich konnte nichts dazu«, beteuerte er. »Ich wurde gezwungen.«

»Versager!« ließ ihn Professor Hakato abfahren. »Das Syndikat soll dich töten, ein anderer wird deinen Platz einnehmen. Oder ihr bereut es alle.«

Ohne sich um Gogen Kishis Beteuerungen und Bitten zu kümmern, schaltete er ab. Der Syndikatsführer war schon so gut wie tot. Hakato schaute zu der schwarzen Glasscheibe, zum Lebenszentrum des Roten Dämons. Die Wolke, die er bereits in den frühen Morgenstunden zum Geishahaus der Mamasan Toda Kasiki geschickt hatte, war nur ein

kleiner Vorbote gewesen.

Hakato war rasch über Gogen Kishis Entführung informiert worden und hatte erfahren, daß die Kamikaze-Bruderschaft das Geishahaus als Treffpunkt benutzte. Deshalb hatte er gehandelt. Der Gedanke, daß die Kamikaze etwas gegen ihn planten, lag auf der Hand.

Dann war da noch dieser Engländer John Sinclair. Die Syndikatsleute suchten ihn und seinen Begleiter, diesen hünenhaften Chinesen. Auch Eisai Kaoru und Tomoe Akira standen ganz oben auf der Liste. Wenn sie erst einmal gefunden waren, sollten die Dämonischen oder Syndikatsgangster sie sofort liquidieren.

Hakato dachte an seine Forderungen, die er der japanischen Regierung gestellt hatte. Sie waren abgelehnt worden, er würde sie nicht wiederholen. Nein, er wollte zuschlagen, sobald der Rote Dämon weit genug entwickelt war. Noch hatte er nicht genug von der amorphen Masse. In einem riesigen Kessel, der von einer Senkplattform mit Zutaten beschickt worden war, brodelte die rote Masse über vulkanischem Magma.

Wenn der Rote Dämon groß genug war, wollte Professor Hakato ihn auf Tokio loslassen. Er kicherte bei dem Gedanken. Er weidete sich bereits an der Vorfreude auf das Gräßliche, das sich ereignen sollte.

Wenn der Rote Dämon Tokio ausgerottet hatte, würde ganz Japan sich vor Professor Hakato beugen. Dann musste die Welt ihn anerkennen, er würde eine einmalige Stellung einnehmen. Professor Ota Hakato, der größte Wissenschaftler und Magier aller Zeiten!

Der mächtigste Mann der Erde!

Hakato schaltete einen anderen Monitor ein. Die dort installierte Fernsehkamera übertrug drahtlos die Ansicht einer düsteren Höhle. Auf einem schwarzen Steinsockel in der Mitte dieser Höhle stand ein silberner Schrein, mit kostbaren Reliefarbeiten versehen.

Eine silbrige Aura umgab den Schrein, der die Gebeine des großen Dogen enthielt, eines der Begründer des Zen-Buddhismus. Dogens Seele erlitt im Jenseits furchtbare Qualen, weil sein Shinto-Schrein, den der Schwarze Tod schon vor vielen Jahren geraubt hatte, derart mißbraucht wurde.

Ein Knirschen ertönte über den Lautsprecher. Eine massige, dunkle Gestalt löste sich aus dem Schatten der Felswand. Der Schatten-Samurai. Er bewachte den Shinto-Schrein Tag und Nacht und ließ ihn nie aus den Augen.

Einen besseren Wächter hätte Hakato sich nicht wünschen können. Mit einem bösen Grinsen schaltete er ab. Er rieb sich die Hände und ging nach nebenan in sein geräumiges Wohnzimmer. Statt der üblichen Tatamis bedeckten dicke Perserteppiche den Boden. Die Wände waren mit Ebenholz getäfelt, wertvolle Gemälde hingen da. Antike, gepflegte Möbel standen umher. Ein Rollenbild an der Wand

neben der flachen Couch, auf der Professor Hakato sich zu entspannen pflegte, zeigte den Schwarzen Tod.

Eine große, hagere Gestalt mit schwarzer, enganliegender Jacke und einer Hose in der gleichen Farbe. Aus dem Kragenausschnitt ragte ein Totenschädel, pechschwarz und mit riesigen weißen Augen, die kalt und dämonisch funkelten.

Die schwarzen Hände waren hinter dem Rücken verborgen.

»Sensei, Meister«, sagte Hakato und verneigte sich tief.

Sein Blick glitt über die Fachliteratur auf dem Bücherbord. Werke der Medizin, der Chemie und Biologie, aber auch Folianten über Schwarze Magie und Zauberkunst standen da. Eine Originalabschrift von Junzts ›Unaussprechlichen Kulten‹ war der wertvollste Band.

Doch Hakato mochte jetzt nichts lesen. Ihn gelüstete es nach einer anderen Kurzweil. Er öffnete die Flügel des Schrankfachs in der Wand und holte eine Glasvitrine hervor.

Sie war bis über die Hälfte mit einer schwach gelblichen Flüssigkeit gefüllt, einer magischen Nährlösung. Darin schwamm eine handgroße Gestalt, eine junge Frau von unendlicher Schönheit. Sie trieb auf der Oberfläche der Flüssigkeit wie tot. Nur ein knapper Bikini bekleidete sie.

Hakato schnippte mit dem Fingernagel gegen das Glas der Vitrine, und die schöne Japanerin öffnete die Augen. Ein jammervoller Ausdruck prägte ihr kleines Gesicht.

Wassertretend schaute das winzige Wesen zu Professor Hakato auf. Er wirkte weit älter als die vierzig Jahre, die er seinem Geburtsdatum nach hätte zählen sollen. Er war auch älter, denn er hatte eine längere Lehrzeit im Reich des Schwarzen Todes absolviert und war dann zeitversetzt auf die Erde zurückgekehrt.

»Hakato-san!« rief ein dünnes Stimmchen aus dem Glasbehälter. »Bitte, quält mich nicht wieder. Erlöst mich endlich von diesem Dasein, das eine einzige Qual für mich ist.«

Hakato lachte höhnisch und schüttelte den Glasbehälter.

»Also ist dir dein Hochmut endlich vergangen, Mariko Yabu. Doch du sollst noch lange dafür büßen, daß du mich damals in Kagoschima abgewiesen hast. Furchtbar ist meine Rache. Vielleicht sollte ich die Vitrine wieder einmal über dem Bunsenbrenner erhitzen?«

»Nein, nein, bitte nicht, Hakato-san.«

Mariko Yabu war eine gefeierte Schauspielerin gewesen. Professor Hakato hatte sie heftig verehrt, damals, als er noch für den Chemiekonzern gearbeitet hatte und zu den aussichtsreichsten Wissenschaftlern Japans gezählt hatte.

Ein Mann, dem man sogar den Nobelpreis in seinem Fach zutraute.

Hakato hatte die Schauspielerin im Seebad Kogoschima getroffen, wo sie es strikt ablehnte, seine Geliebte zu werden. Das hatte Hakato ihr

niemals verziehen. Als er aus dem Reich des Schwarzen Todes zurückgekehrt war und seinen Stützpunkt in den Höhlen des Sumisu-Vulkans einrichtete, brachte er Mariko in seine Gewalt, um sich an ihr zu rächen.

»Heute will ich noch einmal Gnade vor Recht ergehen lassen«, sagte er, nahm eine hölzerne Zange und holte die kleine Gestalt aus dem Glasbehälter hervor.

»Wenn du mir auf dem Tisch vortanzt.«

Die auf zehn Zentimeter verkleinerte Schauspielerin, die kein natürliches Leben mehr führte, nickte unter Tränen.

***

Ein Kutter sollte uns bis auf zwanzig Seemeilen an die Insel Sumisu heranbringen. Den Rest wollten wir mit einem Segelboot zurücklegen, das der Fischkutter transportierte. Das Segelboot war schwarz gestrichen und hatte ein schwarzes Segel. In der Dunkelheit würde es niemand bemerken.

Wir kannten die Insel von Schilderungen und Zeichnungen. Wie es allerdings im Innern des Berges aussah, das konnte uns niemand sagen. Zu dritt wollten wir von dem Fischkutter ablegen, der anschließend mit dem Kabeljaufang beginnen würde, um keinen Verdacht zu erregen.

Tomoe, Suko und ich würden per Segelboot zu der Insel Ota Hakatos gelangen. Denn Tomoe war auf Torischima aufgewachsen, der Nachbarinsel Sumisus, und als ganz junges Mädchen Perlentaucherin gewesen. Sie hatte Sumisu ein paarmal besucht, kannte die örtlichen Verhältnisse und war mit dem Meer vertraut.

Das Segelboot würde in einer Bucht im Nordwesten der Insel anlegen. Von dort wollten Suko und ich in Professor Hakatos Stützpunkt eindringen. Tomoe sollte beim Boot zurückbleiben, das außer dem Segel über einen Hilfsmotor verfügte und damit eine Geschwindigkeit von acht Knoten in der Stunde erreichte.

Suko und ich hatten einen besonderen Fluchtweg gewählt. Von der Steilwand im Norden der Insel nämlich, die zweihundertfünfzig Meter abfiel und sogar noch etwas überhing. Auf diese Steilwand hinauf würden wir zuerst zwei Flugdrachen bringen, aus zusammensteckbaren Leichtmetallröhren und Plastikfolie zu bauende Gestelle, wie sie beim Drachenfliegen verwendet wurden. Bei jenem Sport, bei dem ein Pkw am Seil einen am Flugdrachen hängenden Menschen durch die Lüfte zog. Durch die Aufwinde an der Steilwand konnten wir ein ganzes Stück aufs Meer hinausgelangen. Schwimmwesten, eine Leuchtpistole und ein Walkie-talkie gehörten gleichfalls zu der Ausrüstung, die wir an der Steilwand deponieren wollten, bevor wir in Professor Hakatos Unterwelt vorstießen. Tomoe

sollte per Leuchtpistole oder Funkspruch verständigt werden und uns mit dem Segelboot aufnehmen, sobald wir unsere Aufgabe gelöst hatten.

Mitsamt dem Shinto-Schrein sollte sie uns aus dem Meer fischen. Ein Schnellboot der japanischen Marine würde uns anschließend an Bord nehmen. Ein Flugzeugträger sollte in die Nähe von Sumisu gebracht werden und mit Transporthubschraubern die Inselbevölkerung evakuieren, damit der Taifun-Dämon richtig loslegen konnte.

Unser Plan enthielt eine Menge Risiken. Doch das war nicht zu ändern. Das alles in die Wege zu leiten, war nicht einfach gewesen, da eine strikte Geheimhaltung erforderlich war.

Und trotzdem fürchteten wir einen Anschlag von Seiten Professor Hakatos oder des Verbrechersyndikats. Zweimal hatten wir unser Quartier gewechselt, bevor wir am Sonntagmorgen noch vor Sonnenaufgang in Osakas altem Fischereihafen an Bord des Kutters gingen. Die ›Wako‹ – das hieß Pirat – war ein alter Kasten und alles andere als kriegerisch.

Im Laderaum hatte man das Segelboot untergebracht, mit umgelegtem Mast. Die ursprüngliche Farbe des Schiffes ließ sich nicht mehr erkennen.

Es stank nach Bilgenwasser und Dieselöl. Der Kapitän war ein stämmiger Japaner mit schwarzen Zahnstummeln, die er ständig grinsend zeigte.

Die Besatzung bestand aus seinem Vetter, der Miteigner des Kahns und Steuermann war, und vier schweigsamen Matrosen. Dann war noch ein Koch an Bord, ein Kerl von der Statur eines Sumoringers.

Eisai Kaoru ging mit uns an Bord. Für ihn war der Boden in Japan zu heiß geworden. Er war über mehrere Ecken mit dem Kapitän der ›Wako‹ verwandt, der auch zur Kamikaze-Bruderschaft zählte und es sich als eine hohe Ehre anrechnete, Kaoru auf seinem Schiff zu befördern. Kaoru blieb wie Tomoe, Suko und ich unter Deck, bis wir das offene Meer erreicht hatten.

Endlich konnten wir uns hervorwagen. Die Luft war nach dem dumpfen Brodem unter Deck herrlich frisch. Eine steife Brise wehte. Im Osten tauchte die Sonne aus dem Meer wie ein roter, feuriger Ball, sandte Lichtspeere über den Horizont, die den Himmel in Brand setzten, und färbte die Wolken rot, rosa und blau.

Möwen jagten schreiend über uns hin in der Hoffnung, Abfälle als Nahrung zu erhaschen. Das Kielwasser brodelte in fluoreszierenden Farben, und die Küste war nur noch eine ferne, dunkle Linie.

Eisai Kaoru setzte sich aufs Deck nieder, um zu meditieren. Ganz in sich versunken saß er da, eine majestätische Erscheinung, die fernöstliche Weisheit und Geistesstärke verkörperte. Die wahre Natur allen Seins zu erkennen, das war der Sinn und der Zweck des Zen-

Buddhismus.
Meditation war der Weg hierzu. Das Gehirn durfte nicht in der üblichen Weise denken, sondern es konzentrierte sich auf Sinnsprüche, Koan genannt, die von den Aussprüchen berühmter Zen-Meister herleiteten. Sie stellten Aufgaben.
Das vielleicht berühmteste Koan stammte vom großen Dogen persönlich und lautete: Wenn man beide Hände zusammenschlägt, entsteht ein Geräusch. Lausche dem Geräusch nur einer Hand.
So sollte der Meditierende zu einer höheren Wahrheit finden. Ich persönlich lauschte lieber einer guten Soulplatte oder dem Klingen der Eiswürfel in meinem Whiskyglas, wenn ich mich in London in meiner Wohnung entspannte.
Ich fragte mich, was Eisai Kaoru an jenem Morgen wohl meditierte. Sein Gesicht verriet nichts. Der Mönch und Zen-Meister war der einzige an Bord, der einen Kimono trug. Die Besatzung hätte dieses Kleidungsstück bei ihrer täglichen Arbeit nicht gebrauchen können. Suko und ich trugen westliche Kleidung, und Tomoe hatte ihren schwarzen Dreß angezogen, den gleichen wie bei unserem ersten Zusammentreffen in dem Ryokan in Tokio.
Ihr langes schwarzes Haar flatterte offen im Wind. Tomoe war schön, in ihrem Wesen vereinte sie die Unterwürfigkeit einer Japanerin, die ihrem Mann bedingungslos diente, mit Unabhängigkeit. Ihr Charakter war stark, darüber täuschte mich ihr sanftes Lächeln nicht hinweg.
Wir frühstückten mit der Mannschaft an Deck. Domburi, ein bekanntes Reisgericht mit Fisch. Um den Reis ›saftiger‹ zu machen, hatte der Koch Tee darübergegossen. Das war durchaus üblich.
Mir als Briten stellten sich automatisch die Nackenhaare quer, als ich merkte, was mir da serviert wurde. Andere Länder, andere Sitten, dachte ich und kämpfte mit meinen Eßstäbchen.
Schließlich entschied ich, daß ein Frühstück zum Essen da sei. Ich schlenderte an die Reling, wandte den anderen den Rücken zu und aß das Domburi mit den Fingern. Dazu trank ich Kaffee aus einer Blechtasse.
Mit dem Tee im Reis hatte der Koch uns eine besondere Freude bereiten wollen. Den Rest des Frühstücks opferte ich den Fischen.
Eisai Kaoru aß und trank nichts, er war den ganzen Vormittag über in seine Meditation versunken. Als die Sonne im Zenit stand, erhob er sich endlich, elastisch und keineswegs steif. Er schickte einen Matrosen nach mir, um auf dem Vorderdeck mit mir zu reden.
Wir standen an der Reling, der frische Seewind blies uns ins Gesicht. Um uns waren nur Himmel und Meer, die Luft schmeckte salzig und frisch.
»Sinclari-san«, sagte Eisai Kaoru in seinem gestelzten Englisch und sah an mir vorbei ins Meer, »die Zeitspanne meines Lebens ist bald

abgelaufen. Ich fühle es.«

»Unsinn, Sensei Kaoru«, versuchte ich, ihm zu widersprechen. »Sie werden noch lange leben und die Kamikaze-Bruderschaft führen, nachdem Professor Hakato und der Rote Dämon schon längst zur Hölle gefahren sind.«

»Ich weiß es, daß ich sterben werde, Sinclari-san«, gebot er mir streng. »Widersprechen Sie mir nicht. Als letzte Aufgabe bleibt mir, Sie in das wahre Wesen des Zen einzuweisen. Es kann von großer Bedeutung für Sie sein in Ihrem Kampf gegen Professor Hakato. Besonders auf einen Aspekt des Zen will ich Sie hinweisen. Wie Sie vielleicht wissen werden, waren viele Samurai Anhänger des Zen-Buddhismus. Die besten Schwertfechter und Bogenschützen sind Zen-Adepten gewesen.«

»Ja«, sagte ich höflich und wartete, was noch kommen sollte.

»Der Geist lenkt die Waffe«, erklärte mir Eisai Kaoru, »nicht der Körper. Die richtige Einstellung zum Kampf ist sehr wichtig. Der Geist führt das Schwert und leitet auch den Pfeil ins Ziel. Ein Zen-Meister des Bogenschießens kann selbst in stockdunkler Nacht mit seinem Pfeil ein in mehreren hundert Metern Entfernung aufgehängtes, nur handgroßes Ziel treffen.«

Da Kaoru wohl einen Kommentar meinerseits erwartete, nickte ich und versuchte, beeindruckt auszusehen. Was meine Schießkünste betraf, baute ich lieber auf ein regelmäßiges Training am Schießstand.

»Für einen Menschen aus der westlichen Hemisphäre ist es sehr schwer, das zu verstehen und zu akzeptieren«, fuhr Eisai Kaoru fort. »Doch Sie müssen es wissen, Sinclari-san. Es kann Ihr Leben und ganz Japan retten. Wenn Sie in einem entscheidenden Moment schießen, lassen Sie Ihren Geist die Richtung der Kugel bestimmen. Machen Sie sich völlig frei von Angst und Selbstsucht und denken Sie keinen Augenblick an einen Fehlschuß. Nur dann wird es Ihnen gelingen.« Er fügte noch etwas hinzu. »Ich werde bei Ihnen sein.«

Ich wußte, daß manche Menschen Vorahnungen hatten, deshalb ignorierte ich Eisai Kaorus Worte nicht. Er unterwies mich noch in einigen Dingen, von denen er glaubte, daß sie für mich nötig wären. Viel Zeit hatten wir nicht, denn schon am nächsten Tag erreichte die ›Wako‹ die Gewässer von Sumisu.

Natürlich konnte ich in der kurzen Zeitspanne nicht mal annähernd die Fortschritte erzielen, die ein Zen-Anhänger in jahrelanger Übung erreichte. Doch was Eisai Kaoru über das Schießen gesagt hatte, blieb mir tief im Gedächtnis haften.

Am späten Montagnachmittag war die ›Wako‹ nur noch fünfundzwanzig Seemeilen von Sumisu entfernt. Die Besatzung täuschte einen Maschinenschaden vor. Bei Einbruch der Dämmerung würde der Fischkutter wieder Fahrt aufnehmen und Suko, Tomoe und

mich zwanzig Seemeilen von der Insel entfernt mit dem Segelboot absetzen.

Dann begann unsere Fahrt ins Ungewisse.

Mit Spannung erwarteten wir den Sonnenuntergang. Sumisu war eine dunkle Masse am Horizont, klein und fern. Den unteren Teil des Sumisu-Vulkans hüllten Dunstwolken ein, daß es aussah, als schwebe der Gipfel über den Wolken. Die dünne Rauchwolke war auf diese Entfernung nicht zu erkennen. Endlich war die Sonne versunken, und der silberne Halbmond und die Sterne standen am Himmel.

Ich hatte unsere Ausrüstung überprüft. Die Beretta mit den Silberkugeln, magische Kreide und zwei Gnostische Gemmen aus Silber, mehr wollte ich nicht mitnehmen. Mein mit Reliefzeichen versehenes Kreuz, das ich üblicherweise an einer Kette um den Hals trug, sollte mit dem Einsatzkoffer an Bord der ›Wako‹ bleiben.

Suko war mit dem silbernen Dolch mit dem kreuzförmigen, geweihten Griff bewaffnet. Weitere Waffen wollte er nicht, er verließ sich lieber auf seine Karatefäuste und -füße.

Tomoe trug ein kurzes silbernes Schwert an der Seite. Wasserdichte Stablampen wollten wir auf jeden Fall mitnehmen. Schwimmwesten waren ohnehin am Gestell der zerlegten Drachengleiter befestigt, die im Segelboot verstaut waren.

Zwanzig Seemeilen von Sumisu entfernt hievten die Matrosen das Segelboot mit dem Ladebaum über Bord. Die Maschinen waren abgestellt, nur das schrille Quietschen der Ladebaumwinde unterbrach die Stille.

Die Mannschaft der ›Wako‹ verabschiedete uns mit Verbeugungen. Auch der alte Eisai Kaoru verneigte sich tief vor uns, und wir grüßten ihn auf die gleiche Weise.

»Ihr werdet mich nicht lebend wiedersehen«, sagte er mit tiefer Überzeugung. »Doch wo im Jenseits ich auch immer bin, im entscheidenden Moment beim Kampf gegen Professor Hakato wird mein Geist bei euch sein. Lebt wohl, meine Kinder, der große Buddha leite und führe euch, er erfülle eure Herzen mit Weisheit, Güte und Stärke, bis eure Seelen dereinst ins Nirwana eingehen.«

Wir kletterten über die schwankende Strickleiter hinab ins Boot. Die Wellen schlugen gegen das Schiff, unser Segelboot schwankte. Wir lösten die Leinen des Ladebaums, zogen das Segel auf und legten mit Hilfe des Außenborddiesels ab.

Der Motor tuckerte matt, acht Knoten waren nicht gerade viel. Doch Tomoe verstand zu segeln, und auch ich hatte einige Ahnung davon. Suko allerdings konnte ein Segel gerade von einem Betttuch unterscheiden und würde auf See keine große Hilfe sein.

Wir legten von der ›Wako‹ ab, die bald Fahrt aufnahm, und segelten zügig mit günstigem Nordwestwind der Insel Sumisu zu, unserem

Schicksal entgegen.

***

»Es ist soweit«, sagte Eisai Kaoru, als die Mitternachtsstunde herangerückt war. »Setzt mich im Rettungsboot über Bord.«

Der Kapitän der ›Wako‹ protestierte, aber Kaoru ließ es sich nicht ausreden. Er wußte, daß Professor Hakato inzwischen manches herausgefunden haben mußte. Die größte Sorge der Männer und der Frau an Bord der ›Wako‹ war es gewesen, daß der Rote Dämon schon in Tokio wüten könnte.

Voll Bangen hatten sie die Rundfunknachrichten verfolgt, doch da war nichts davon zu hören gewesen. Auch jener Zwischenfall mit dem Geishahaus, der Mamasan Toda Kasiki, einer jungen Geisha und dem Hausburschen das Leben gekostet hatte, war nicht an die japanische Öffentlichkeit gedrungen.

Die Regierung wollte keine Panik. Professor Hakatos Forderungen hatten verblümte, aalglatte Drohungen enthalten. Hätte die Bevölkerung davon erfahren, so hätte eine Massenflucht aus den Millionenstädten Japans eingesetzt.

Gogen Kishi, der Führer des größten Verbrechersyndikats, war spurlos verschwunden und würde nie mehr auftauchen. Die Mitglieder der Verbrechersyndikate glaubten, sie würden vom Roten Dämon verschont, obwohl das gar nicht möglich war. Deshalb wiegten sie sich in Sicherheit. Professor Hakato hatte sie angelogen.

***

In London sorgte sich der Superintendent Powell um seinen besten Mann John Sinclair, von dem er schon tagelang nichts mehr gehört hatte. Seit Sinclairs Abflug nach Japan, um genau zu sein. Am Montag abgeschickte Fernschreiben an die Kempetai-Zentrale und den Polizeipräsidenten von Tokio waren in einer Form beantwortet worden, die Powell überhaupt nicht gefiel.

Da hieß es nämlich, vom Einsatz eines ausländischen Agenten sei nichts bekannt. Ein Mann namens John Sinclair wäre nie in Japan angekommen. Die betreffenden Dienststellen wollten offiziell von nichts mehr wissen, während der Kreis der Informierten auf einen Erfolg von John Sinclairs Mission hoffte.

Sonst würde Japan nicht länger das Reich der aufgehenden Sonne sein, sondern das der Dämonendämmerung.

***

»Meine Stunde ist gekommen«, sagte Eisai Kaoru zu dem Kapitän der ›Wako‹. »Professor Hakato wird wieder eine rote Wolke losschicken, einen Teil des Roten Dämons, der anscheinend noch nicht stark genug ist, um einer ganzen Stadt gefährlich werden zu können. Es genügt,

wenn ich sterbe.«

»Sensei«, sagte der Kapitän erschüttert. »Überlegt es Euch.«

Doch da gab es nichts mehr zu überlegen. Die Mannschaft ließ das Rettungsboot mit dem alten Mönch und Zen-Meister aufs Wasser nieder. Der Fischkutter entfernte sich, und Eisai Kaoru trieb allein auf dem nächtlichen Meer, in der silbernen Bahn, die der Mond ins Wasser zeichnete. Wenige Wolken trieben am sternklaren Himmel.

Reglos wie eine Statue saß der Japaner da und spürte die Kühle nicht. Eisai Kaoru war in Meditation versunken. Sein Intellekt würde die dämonische Wolke magisch anziehen, und da er allein war, würde sie sich mit seiner Vernichtung zufriedengeben müssen.

Eisai Kaoru wollte sich für John Sinclair, Suko, Tomoe Akira und die Besatzung des Fischkutters opfern.

Nur eine halbe Stunde verstrich, dann näherte sich eine wirbelnde, rot leuchtende Masse am nächtlichen Himmel. Die dämonische Wolke schwebte herbei, gegen den Wind, dem einsamen Mann im Boot entgegen. Eisai Kaoru spürte die Ausstrahlung des Bösen, doch er bewegte sich um keinen Millimeter und löste die Augen nicht von dem Punkt, den sie fixierten.

Wenige Meter über dem Mann im Boot hielt die rote Wolke inne. Es pulsierte und brodelte darin, Fratzen entstanden und vergingen, und Ausläufer griffen nach Eisai Kaoru und wichen wieder zurück.

Den weißhaarigen und weißbärtigen alten Japaner erschütterte nichts. Selbst das eisige Grauen konnte sein Herz nicht schneller schlagen lassen.

Plötzlich dröhnte Ota Hakatos Stimme in seinem Gehirn.

»Kaoru, du Wurm, jetzt vernichte ich dich. Der Vorbote des Roten Dämons wird dich fressen. Und in wenigen Stunden schon soll Tokio ihm zum Opfer fallen, Nur die wenigen Dämonischen in der Stadt werden überleben. Zittere, Kaoru, bebe, und krieche vor mir, vielleicht schenke ich dir dann dein erbärmliches Leben, damit du meine Macht erkennst und mir huldigst!«

»Störe meine Meditation nicht«, antwortete Eisai Kaoru halblaut und verächtlich.

Die Wolke senkte sich nieder, wabernd umgab sie den Mann im Rettungsboot, dessen Ruder eingezogen waren. Dieser Todesangst und den Schmerzen konnte auch Eisai Kaoru nicht widerstehen. Ein Stöhnen kam über seine Lippen, dann war es schon vorbei.

Nur ein Skelett saß noch im Boot, selbst Kaorus Kimono hatte sich aufgelöst. Langsam sanken die Knochen zusammen, fielen klappernd auf den Boden des Bootes. Sekunden später hatten auch die Gebeine sich aufgelöst. Ota Hakatos Gelächter gellte über das Wasser.

Es dauerte noch ein paar Minuten, bis die rote Wolke sich wieder erhob und in Richtung Sumisu davonschwebte. Ota Hakato war ein

kluger Mann mit vielen Möglichkeiten. Er erriet den Sinn von Kaorus Opfer und rechnete damit, daß Feinde auf seine Insel gelangt waren.

An der Besatzung des Schiffes, die sie vor Sumisu abgesetzt haben mußte, lag ihm nichts. Das waren kleine Fische, um die er sich später kümmern konnte.

***

Der günstige Wind brachte uns noch vor Mitternacht an die Nordwestküste von Sumisu. In einer stillen Bucht legten wir an, nachdem wir ein Riff von Klippen, die wie Haifischzähne emporragten, passiert hatten.

An diesen Klippen brach sich die Wucht der Brandung. Kleine Wellen spülten das schwarze Segelboot mit dem schwarzen Segel auf den weißen Strand.

»Da wären wir also im Ferienparadies Sumisu«, sagte ich. »Der Abenteuerurlaub hat begonnen. Für gute Unterhaltung und frohe Stunden garantieren Professor Hakato und der Rote Dämon. Alles nach dem Motto: Wenn der Dämon kocht und brodelt, die Meute vor Vergnügen jodelt.«

»Deinen Humor möchte ich mal haben, John«, brummte Suko. »Ich verstehe nicht, wie du in so einer Situation noch Witze reißen kannst.«

»Glaubst du, wenn ich mit Leichenbittermiene klagend durch die Gegend schleiche, wird die Lage dafür günstiger? Falls Hakato mich erwischt, werde ich noch genug Grund zum Trauern haben.«

Wir nahmen die zerlegten Drachengleiter und die übrige Ausrüstung und brachten alles an Land, wo wir es bei einem einzelnen Felsen niederlegten. Tomoe stieg aus dem Boot und lief durchs flache Wasser einer auslaufenden Welle, um uns zu verabschieden.

Sie küßte Suko leicht auf die linke Wange, mich aber voll auf den Mund. Es war ein heißer und leidenschaftlicher Kuß, der viel versprach.

»Arigato gozaimas, danke schön«, sagte ich. »Schon wegen des Nachschlags werde ich wiederkommen. Oder ich will John Peppercorn heißen.«

Suko muße wieder einmal als Dolmetscher dienen. Auch sie sagte etwas, was Suko mir übersetzte.

»Wenn du ums Leben kommst, John, und der Rote Dämon zu wüten anfängt, will sie Harakiri begehen.«

»Das soll sie lassen und lieber versuchen, einen Widerstand gegen Professor Hakato zu organisieren.«

Tomoe sprach, und Suko sagte: »Wenn unsere Mission scheitert, hat das keinen Sinn mehr.«

Tomoe kehrte ins Boot zurück, das wir wendeten und ins Wasser hinausschoben. Mit dem Hilfsmotor sollte Tomoe wieder aufs Meer

zurückkehren, wo sie auf uns warten mußte. Unsere Aktion würde entweder binnen einiger Stunden zum Erfolg führen oder gar nicht.

Wie ein schwarzer Scherenschnitt hob sich das Segelboot mit seiner Insassin, das der Durchfahrt in den Klippen zustrebte, von dem mondbeschienenen Wasser ab. Suko und ich schleppten die Gestelle und Folien der Drachengleiter den Strand hinauf.

Die wasserdichte Stablampe und eine Leuchtpistole trug ich am Gürtel meiner dunklen Kombination. Das Walkie-talkie steckte in der Tasche. Hinter dem Strand stieg das Gelände recht steil an. Büsche, Nadelhölzer und breitblättrige Kashi-Bäume standen oben am Hang.

Der Vulkan erhob sich nördlich von uns. Wir mußten etwa einen Kilometer marschieren. Dann mußten wir zur Ebene unterhalb des Vulkankraters emporklimmen, von der die Steilwand abfiel.

Dort konnten wir unsere Drachengleiter verstecken, um dann in die Vulkanhöhlen vorzustoßen. Wir nutzten alle natürlichen Deckungen aus. Stinkende Schwefeldämpfe stiegen aus Erdspalten, und heiße Quellen brodelten und blubberten.

Als wir schon den Fuß des Vulkans erreicht hatten, zischte es plötzlich so laut neben uns wie hundert Dampflokomotiven zur gleichen Zeit. Zugleich schoß eine ungeheure Dampfwolke aus einem kleinen Kratersee gen Himmel, dann folgte eine Wassersäule, die fünfzehn Meter hoch emporstieg.

Fast eine halbe Minute sprudelte der Geysir, ehe er wieder in sich zusammenfiel. Dampf hüllte den Kratersee ein und wolkte bis zu uns herüber.

Es stank nach Schwefel und Gasen. So ein Geysir funktionierte nach dem gleichen Prinzip wie ein Schnellkochtopf. In unterirdischen Kavernen stauten sich Gase, Wasser wurde aufgeheizt. Wenn der Druck zu stark geworden war, durchstießen die von vulkanischem Magma aufgeheizten Gas- und Wassermassen jenen engen Schlot, der wie ein Ventil wirkte und über dem der Kratersee sich erstreckte.

»Weiter, Suko«, sagte ich. »Wir haben heute nacht noch einiges vor.«

Mein chinesischer Freund nickte. Wir stiegen die Bergflanke hinauf und kraxelten über ein Geröllfeld. Dann gerieten wir an eine Steilwand, an deren Rand wir hinaufklommen, und marschierten auf einem breiten Felsband entlang. Etwa hundert Meter über uns lag der gezackte Rand des Vulkankraters, aus dem eine dünne Rauchsäule gegen den Sternenhimmel stieg.

Suko fluchte, als ihm ein glühendes Ascheteilchen in den Kragen geriet.

»Für einen Vulkan im Ruhestand dampft dieser ganz schön.«

»Vielleicht sitzt der Rote Dämon drinnen und raucht Pfeife«, sagte ich.

Suko schnaufte kurz, lachen mochte er nicht. Wenig später standen

wir auf der Plattform unterhalb des Vulkankraters. Zu unserem Erstaunen gab es hier einen brodelnden, dampfenden Kratersee, der mir ganz nach einem Geysir aussah. Die Hitze des Vulkans trieb kochendes Wasser und Schwefelgase durch unterirdische Schächte hier herauf. Suko betrachtete das brodelnde Gewässer mißtrauisch.

»Wir halten uns hier lieber nicht zu lange auf. Sonst werden wir noch heißer geduscht, als uns lieb ist.«

Vegetation gab es hier oben nicht. Wir legten die Leichtmetallgestänge und die zusammengerollten Plastikfolien hinter Gesteinsbrocken in der Nähe der Felskante nieder. Die Leuchtpistole und das Funkgerät legte ich dazu. Jetzt einen Funkspruch an Tomoe abzusetzen, war nicht zu empfehlen, er hätte uns verraten können!

Dann begannen wir mit dem Abstieg. Einen genauen Plan, wie wir in die Vulkanhöhlen eindringen sollten, hatten wir nicht. Es mußte mehrere Zugänge und Möglichkeiten geben. Sobald wir einen geeigneten fanden, würden wir uns eine Taktik überlegen.

Wir hatten gerade jene steile Wand über dem Geröllfeld hinter uns gebracht, als sich vor uns etwas regte. Mond- und Sternenlicht beschienen die Flanke des Vulkans, doch dazwischen gab es tintenschwarze Flächen. Aufragende Gegenstände warfen lange schwarze Schatten.

Aus dem Schatten trat ein halbes Dutzend Gestalten hervor. Sie waren hochgewachsen, Ledermasken bedeckten ihre Gesichter. Langes Haar fiel über die Schultern der Unheimlichen. Schwarze Kimonofetzen umflatterten sie, und die Hände steckten in ledernen Handschuhen.

Sie hielten Schwertlanzen und Samureischwerter umklammert. Vor uns bildeten sie einen schweigenden Halbkreis.

»Ergebt euch«, sagte eine heisere Flüsterstimme, die ich verstehen konnte, obwohl sie japanisch sprach. Ein magischer Effekt. »Wir haben Befehl, euch zum großen Shogun Hakato zu bringen.«

»Zuviel der Ehre«, spottete ich. »Wer hat Hakato denn zum Shogun gekürt? Der Schwarze Tod?«

Meine Ironie prallte an den Ledergesichtigen wirkungslos ab. Mit ruckhaften Bewegungen näherten sie sich uns.

»Was jetzt?« zischte Suko.

»Auf sie mit Gebrüll«, antwortete ich. »Das sind keine Menschen, sondern untote Kreaturen. Wir brauchen nicht übermäßig zartfühlend zu sein.«

Für jeden Untoten bedeutete die Beendigung seiner unnatürlichen Existenz eine Erlösung. Ich zog die Beretta und entsicherte. Suko packte einen scharzen Steinbrocken und stemmte ihn über dem Kopf empor.

»Weg da!« befahl er.

Doch Hakatos Wächter gehorchten nicht. Mit erhobenen Naginatas und Schwertern rückten sie näher. Meine Beretta krachte zweimal, dann wir ich plötzlich blind. Von einer Sekunde zur anderen sah ich nichts mehr. Suko hatte seinen Felsbrocken geschleudert und einen Untoten voll vor die Brust getroffen.

Die unheimliche Gestalt rollte den Berg hinunter, von der Wucht des Anpralls umgeworfen. Auch Suko preßte die Hände vor die Augen, blind wie ich. Professor Hakato hatte uns mit einem Bann belegt.

Und vor uns standen die untoten Wächter, um uns niederzumachen.

***

Ein Fauchen und Zischen ertönte. Gleich mußten die Schwerter und Naginatas niedersausen. Ich ließ mich fallen, und mit hellem Klingen schlug Stahl gegen Stein. Daß auch Suko sich zu Boden geworfen hatte, mußte ich erraten.

Ich rief eine Beschwörung der Weißen Magie und rieb meine Augen. Wie oft hatte ich mich beim sturen Pauken magischer Formeln geärgert. Da kam es auf jede Nuance der Betonung und auf den genauen Wortlaut an. Und wenn man Pech hatte, funktionierte die Formel dann doch nicht, weil ein Abschreibfehler vorlag oder es sich ganz einfach um einen Humbug handelte.

Doch einige Grundkenntnisse mußte ein Dämonenbekämpfer schon mitbringen. Wenn die Formel nicht den gewünschten Erfolg brachte, konnte Professor Hakato sich schon in Kürze meinen Kopf betrachten ohne den dazugehörigen Körper.

Doch die Formel wirkte auch hier in Japan. Ich sah wieder, und das war auch höchste Zeit. Ich rollte mich gegen die Beine einer unheimlichen Gestalt, die mich mit dem Schwert töten wollte. Die beiden Untoten, auf die ich geschossen hatten, waren zusammengebrochen.

Der dritte, von Sukos Stein getroffen, rappelte sich gerade hundertfünfzig Meter weiter abwärts wieder auf. Ich hatte es mit zwei Gegnern zu tun, der blind am Boden liegende Suko mit einem. Den Untoten, der über mir stand, brachte ich zu Fall. Meine Beretta hatte ich verloren. Einer der Wächter stand mit dem Fuß darauf und holte mit der Naginata aus. Ich duckte mich. Die Klinge sauste um Zentimeter über meinen Kopf, daß ich den Luftzug spürte.

Suko rollte sich zur Seite, obwohl er nichts sah, und entging einem Schwertstoß eines Wächters. Er brachte den Ledergesichtigen mit einer Beinschere zu Fall und packte ihn. Suko schrie überrascht auf, denn er spürte sofort, daß ihm die Berührung des Unheimlichen die Kräfte raubte.

Ich packte die Naginata meines Gegners hinter der Schneide am Stiel. Ich wollte sie ihm entreißen, aber zu meinem Erstaunen flog er davon

wie von dem Katapult geschnellt. Ich hatte ihn glatt weggehebelt, die Horrorgestalt war so leicht wie Kork.

Aus was für einer Materie bestanden diese Kreaturen Professor Hakatos? Der Untote, den ich zu Fall gebracht hatte, raffte sich auf. Ich trat ihm gegen die Ledermaske, doch er stemmte sich meinem Tritt entgegen und stand wie ein Felsen. Es war, als hätte ich gegen Hartgummi getreten, unter dem sich Stahl verbarg.

Der Wächter packte mein Bein, sein Griff war eisern. Er zog mich zu sich hin, sein Schwert hatte er verloren. Schwäche durchrieselte meine Glieder. Die Berührung des Untoten lähmte, ich mußte schnell handeln.

Ich faßte die Ledermaske, riß sie ihm ab und starrte in ein verwittertes schwarzes Mumiengesicht. In den Augenhöhlen glühten rötliche Funken. Ein Grollen kam aus der Kehle. Wie ein schwarzer Nebel stieg es von dem gräßlichen Kopf auf. Die Substanz begann zu bröckeln.

Die Ledermaske hatte sie zusammengehalten. Kein Quadratzentimeter von dem Körper des Wächters war zuvor unbedeckt gewesen, auch die langen schwarzen Haare erfüllten ihre Schutzfunktion. Der Griff an meinem Bein lockerte sich, der Untote ließ von mir ab.

Wie Professor Hakato seine Wächter erzeugt hatte, darüber mochte ich nicht nachdenken. Mit seiner Wissenschaft, der Biochemie, und Schwarzer Magie. Vor meinen Augen löste der grauenvolle Kopf der Horrorkreatur sich auf.

Suko rang mit seinem Gegner. Die Bewegungen meines Freundes waren so unsicher wie die eines Betrunkenen. Aber Suko hatte es geschafft, seinen silbernen Dolch zu ziehen. Er trieb die Klinge in die Brust des Untoten, er konnte ihn abschütteln, war aber zu schwach, um sich zu erheben.

Auf Händen und Knien aufgestützt kauerte er da.

Der Untote, den ich mit seiner eigenen Naginata weggehebelt hatte, stampfte näher. Doch ich hatte genügend Zeit, um meine Beretta zu suchen und vom Boden aufzuheben. Ein Schuß, und von dem Silberprojektil getroffen brach der Wächter zusammen.

Jetzt steckte ich die Beretta weg, ging zu Suko hin und half ihm auf die Beine. Ich sagte die Beschwörungsformel auf, die seine Blindheit beseitigen sollte, und rieb über seine Augen.

Suko blinzelte. Ein Grinsen überzog sein breites Gesicht.

»Gott sei Dank, John, ich sehe wieder. Das war knapp. Mit den untoten Wächtern sind wir fertig geworden.«

Der letzte Wächter, den Sukos Steinwurf gleich zu Anfang getroffen hatte, verschwand in einem Felsspalt. Von uns aus sah es aus, als wäre er direkt in das Gestein hineingetreten.

Ich spähte umher, aber kein noch so schwacher Lichtschimmer war am Berg zu erkennen und warnte mich. Suko zog den Silberdolch mit dem kreuzförmigen Griff aus der Brust des Wächters mit dem zerfetzten schwarzen Kimono.

Sukos Kräfte kehrten rasch zurück. Er zog die Ledermaske vom Gesicht des endgültig von seinem unnatürlichen Dasein Erlösten. Im silbrigen Mond- und Sternenlicht sahen wir auf eine Horrorfratze nieder.

Das rote Funkeln in den Augenhöhlen war erloschen. Die Konturen des Gesichts verschwammen, und der mumifizierte Kopf löste sich allmählich auf.

»Wir müssen weg von hier, Suko«, sagte ich. »Wahrscheinlich war Hakato schon vorher gewarnt. Spätestens jetzt weiß er Bescheid, daß er auf der Hut zu sein hat.«

»Ich hab kein gutes Gefühl, John«, brummte Suko. »Dieser Blindheitszauber war nicht Hakatos letzter Trick. Ich fürchte fast, er erwartet uns bereits. Vermutlich weiß er genau, wer sich auf Sumisu eingeschlichen hat.«

»Bangemachen gilt nicht, Suko. Los, vorwärts, der Blindheitszauber kann uns nicht mehr beeinträchtigen. Angriff ist die beste Verteidigung.«

Wir liefen oben an der Geröllhalde entlang und pirschten uns den Berghang hinunter.

***

Der Rote Dämon war bereit. Professor Hakato stand in seinem Stützpunkt im Vulkanberg am Rand eines breiten Felsspalts. Ein stählernes Geländer, dessen oberste Stange Hakatos Hände umklammerte, umgab die kleine Plattform am Rand des tiefen Felsspalts.

Hakatos Höhlenwelt war meistenteils düster. Ein diffuses Licht unnatürlichen Ursprungs erleuchtete sie. Es handelte sich um ein wahres Labyrinth. Auf der anderen Seite des Felsspaltes, über dem sich die Decke einer großen Höhle kuppelartig wölbte, war der Boden höher als auf jener, auf der Hakato stand, und sehr uneben.

Mehr als ein Dutzend Höhlenzugänge mündeten in die Haupthöhle. Zwei kleine Brücken führten über den Felsspalt. Zu den Wohnräumen Hakatos und seiner Zentrale führte eine ins Felsgestein gehauene Treppe empor.

In der Nähe der Wohnräume lagen Hakatos Laboratorium, seine Bibliothek, der Beschwörungsraum und jener, in dem er die Mächte der Finsternis verehrte. Neben diesem unheiligen Tempel, einer kleinen Höhlenkuppel, stand der silberne Shinto-Schrein in einem abgeteilten Raum.

Ein schweres Eisengitter versperrte den Zugang. Der Schatten-Samurai bewachte Dogens Gebeine Tag und Nacht.

Gästezimmer waren bei Hakato nicht vorgesehen, doch gab es mehrere Verliese, Kavernen, die teils natürlichen Ursprungs, teils in den Felsen hineingehauen waren. Und eine Sammelzelle.

Hakatos Höhlenlabyrinth bevölkerten Horrorgestalten, die ihm allesamt untertan waren. Da waren die Untoten, deren Körper und Geist Hakato einer besonderen Behandlung unterzogen hatte. Sie ließen sich für viele Zwecke gebrauchen und gaben gute Arbeitssklaven ab.

Doch außerhalb von Hakatos Höhlen, in denen besondere Verhältnisse herrschten, mußten ihre Körper vollständig bedeckt sein. Sonst wurden sie von der Erdstrahlung zersetzt.

Skelette wandelten in den düsteren Höhlen umher. Der Schwarze Tod hatte sie Professor Hakato zur Verfügung gestellt, dann gab es noch einige Dämonische, Menschen, die vom Keim des Roten Dämons besessen und infiziert waren. Und last not least die Schatten.

Bei ihnen hatten der Schwarze Tod und Professor Hakato versucht, dem Spuk nachzueifern, jenem Dämonenfürsten, der Herr über die Seelen verstorbener Dämonen und deren menschlicher Diener war. Doch er war ihnen nicht so gut gelungen. Ihre Schatten waren formlose Wesen, die in der Gestalt noch am ehesten an zerfließende Polypen erinnerten.

Sie waren grau und fast durchsichtig, ähnlich einem Nebel. Ein zartes, fast unzerreißbares Gespinst umgab sie, und sie hatten drei, fünf oder auch sieben Augen rund um den Körper. Mit ihnen konnte Professor Ota Hakato am wenigsten anfangen.

Im Grunde genommen taugten sie nur dazu, wimmernd und wispernd durch die Höhlengänge zu schleichen. Der Schatten-Samurai war etwas ganz anderes und ein bisher einmaliger Prototyp.

Zwei Dämonische, ein Mann und eine Frau, flankierten Professor Hakato. Hinter ihm standen drei Untote. Neonröhren brannten über der Plattform, und ein Scheinwerferstrahl drang in den Felsspalt hinunter. Auf der anderen Seite des Felsspaltes war ein Hebebaum mit einer elektrischen Winde und einem langen Stahlseil angebracht.

Am Stahlseil konnte man entweder an einem Haken etwas hinunterlassen oder eine Ladeplattform daranhängen. Dreißig Meter tiefer zischte und brodelte es in dem drei bis vier Meter breiten Felsspalt. Eine rote Masse blubberte unten in den Schächten und Kavernen, die vulkanisches Magma aufheizte.

Rötliche Dampfschwaden hingen in dem Felsspalt. Dort unten erlebte der Rote Dämon seine Geburtsstunde. Er war stark genug geworden, um auf Tokio losgelassen zu werden. Professor Hakato sah sich am Ziel.

Bald würde er der Herr von ganz Japan sein. Der Rote Dämon würde Japan so sicher in die Knie zwingen, wie der Einsatz der Atombombe von Hiroshima und Nagasaki es 1945 getan hatte. Hakato murmelte Schimpfworte und Beschwörungen vor sich hin.

Wehe den Menschen, wenn die Herrschaft der Dämonen begann! Armageddon, die Götterdämmerung der germanischen Mythologie, würde ein Kinderspiel dagegen sein.

Professor Hakato brauchte keine Uhr, um zu wissen, daß es kurz nach zwei Uhr morgens war.

Noch vor Sonnenaufgang würde der Rote Dämon über Tokio sein.

Der hagere, glatzköpfige Professor mit dem Geierprofil und dem mit Todessymbolen bedruckten Kimono winkte den Dämonischen, mit ihm zurückzutreten. In der Zentrale hatte er das Gehirn des Roten Dämons bereits entsprechend programmiert. Jetzt wollte er seinen Aufbruch aus nächster Nähe erleben.

Das Zischen und Brodeln in der Tiefe nahm zu. Dann schoß die rote Masse jäh empor, so als würde sie überkochen. Professor Hakato trat schnell einige Schritte zurück. Gerade noch rechtzeitig, denn schon quoll die dämonische Materie über den Rand der Felsspalte.

Rötliche Dämpfe und Gase umwogten sie. Der Rote Dämon breitete sich nicht aus, sondern seine Masse wuchs empor, streckte sich und schickte einen Ausläufer zu einem Spalt in der Decke der großen Höhlenkuppel. Wie ein Fühler fand dieser Ausläufer seinen Weg durch einen unregelmäßigen Schacht ins Freie.

Der Rote Dämon stieß ins Freie vor. Erst langsam, dann immer schneller verschwand die Horrormaterie in der Felsendecke. Die panikerregende Ausstrahlung des Bösen, die sich wie Rundfunkwellen verbreitete, hätte einen normalen Menschen an den Rand des Wahnsinns gebracht.

Doch Professor Hakato und seine Kreaturen waren gefeit dagegen. Alle schauten sie zu, bis auf wenige Wächter. Der Rote Dämon war erst zur Hälfte aus jenem Felsenspalt entwichen, in dem Professor Hakato ihn hatte entstehen lassen, da trat ein Untoter an Hakato heran.

Die große Gestalt mit der Ledermaske vor dem Mumiengesicht verbeugte sich tief vor Hakato. Es war jener Wächter, den Suko mit seinem Steinwurf getroffen und wie einen Kegel gefällt und den Berghang hinuntergeworfen hatte. Er wollte Meldung erstatten.

In dem Gezische und Gebrodel konnte er sich kaum verständlich machen. Ärgerlich wandte Hakato sich ihm zu. Die Schreckensgestalt meldete. Nachdem sie einmal Hakatos Aufmerksamkeit erregt hatte, brauchte sie sich keiner Worte mehr zu bedienen.

Professor Hakato zuckte heftig zusammen, als er alles vernommen hatte. Die Beschreibung des Schrecklichen sagte ihm alles. Er wußte,

wer auf die Insel gelangt war. John Sinclair und Suko.

Seine Wächter hatten dem Professor berichtet, daß zwei Fremde auf die Insel gelangt seien. Daraufhin hatte Hakato die Falle aufgestellt, seinen Blindheitsbann ausgesprochen, der wirken mußte, sobald die beiden Männer mit den Untoten in Kontakt kamen, und geglaubt, damit sei alles erledigt.

Jetzt mußte er einsehen, daß es nicht so einfach war.

Eiskalte Wut erfüllte den dämonischen Professor. Er überkreuzte Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand und stieß sie gegen den Wächter vor.

»Du Versager!« knirschte er. »Deine Existenz ist beendet.«

Der Untote wankte zurück, vom Bannstrahl Hakatos getroffen. Er lief rücklings gegen die rote Masse, fiel nach hinten übers Geländer und verschwand im roten Gebrodel. Der Rote Dämon zehrte ihn auf, nichts blieb von der Schreckensgestalt übrig.

Professor Hakato aber riß sich von dem Anblick des ausfahrenden Roten Dämons, den er als seine Schöpfung und sein Kind ansah, mit Mühe los. Zwar rechnete er nicht ernsthaft damit, daß Sinclair und Suko bis zu ihm vorstoßen und etwas ausrichten könnten.

Doch wenn sie sich schon in dem Höhlenlabyrinth herumtrieben, mußte er sie zur Strecke bringen. Hakato raffte seinen Kimono zusammen, eilte von der Plattform weg einen schmalen Pfad entlang, stieg über eine Brücke und die Steintreppe hoch zu seiner Zentrale.

Per Lautsprecher schrie er Beschwörungen und Befehle. Die Neonlampen auf der Felsenplattform und am Pfad erloschen. Nur das diffuse Dämmerlicht herrschte jetzt noch. Professor Hakatos Horrorkreaturen aber schwärmten aus. Im Höhlenlabyrinth begann die große Jagd auf John Sinclair und Suko.

Der Rote Dämon aber war vollständig ausgefahren. Eine Stunde nur, und er würde über Tokio sein.

***

»John, sieh nur, was ist das?«

Wir kamen gerade an einem Felsspalt vorüber. Da zischte und brodelte es tief drinnen, zuerst wie ein ganzes Nest Klapperschlangen, dann immer lauter.

Er rauschte und brauste.

»Wir gehen besser in Deckung, Suko.«

Wir suchten zwanzig Meter entfernt unterhalb dem Berghang hinter einigen großen Felsbrocken Schutz. Eine rote Wolke schoß gen Himmel. Sie wurde größer und größer, sie formte sich zu einer roten Schreckensgestalt, die mehr und mehr anschwoll.

Ein Dämon mit einem furchterregenden Gesicht und mächtigen Schultern und Armen. Und immer noch quoll es wie Rauch aus dem

Felsspalt hervor. Die mit Druck herausgepreßte Materie verbreiterte sich nach oben, der Dämon wurde größer und größer.

Er wuchs dem Sternenhimmel entgegen. Die Mondsichel verschwand hinter treibenden Wolken, als ob sie sich verbergen wolle vor diesem Monster.

Wir sahen einige Minuten zu. Der kalte Schweiß brach uns aus, unsere Herzen hämmerten.

»Das ist der Rote Dämon«, sagte ich, unwillkürlich flüsternd. »Gnade Gott Tokio oder auf welche andere japanische Stadt er es abgesehen haben mag.«

»Du glaubst tatsächlich, Professor Hakato schreckt davor nicht zurück?« fragte Suko ungläubig.

»Sicher nicht. Der Mann ist schlimmer als ein Dämon, denn er hat sich freiwillig für das Böse entschieden. Gegen den Roten Dämon können wir nichts ausrichten. Wir müssen schleunigst in die Höhlen und uns Professor Hakato vornehmen. Vielleicht fällt der Taifun-Dämon Kamikaze über den Roten Dämon her, bevor er die großen japanischen Inseln erreicht, und zerfetzt ihn.«

Suko wiegte den Kopf hin und her.

»Nein, unmöglich. Nicht, solange Professor Hakato den magischen Shinto-Schrein hat. Kamikaze wartet ab.«

Das war auch meine Meinung, aber ich bewahrte mir eben doch noch ein Quentchen Hoffnung. Wir warteten nicht länger. Selbst wenn der Rote Dämon uns bemerkte, würde er uns so wenig beachten wie ein Löwe zwei Ameisen. Wir eilten den Berghang entlang und suchten einen Eingang ins Höhlenlabyrinth des dämonischen Professors.

Als ich einen Blick zurückwarf, sah ich, wie von Osten her eine gegen den Roten Dämon winzig erscheinende rote Wolke herbeischwebte und sich mit ihm vereinigte. Ich dachte an die ›Wako‹, ihre Besatzung und vor allem an Eisai Kaoru.

Waren sie alle tot? Und meine Gedanken galten Tomoe Akira mit ihrem Segelboot draußen auf dem Meer. War etwa auch sie schon der roten dämonischen Wolke zum Opfer gefallen?

»Dort ist eine Höhle«, sagte Suko. »Wollen wir es riskieren?«

»Das fragte meine Großmutter auch immer, bevor sie ein neues Paar Socken zu stricken anfing. Halte deinen Silberdolch bereit, Suko.«

Ich zog die Beretta. Hoch über uns schwebte der Rote Dämon riesengroß über der Insel Sumisu. Noch führte ein Schweif von ihm zu dem Felsspalt hinunter, dem er entquollen war. Doch bald mußte er sich losreißen und gen Japan starten.

Das Brausen und Zischen war jetzt nur noch leise zu hören.

Ich nahm die Stablampe vom Gürtel und leuchtete in die Höhle.

Der Lichtstrahl wurde aufgesogen. Da war eine schwarze Wand, die er nicht durchdringen konnte.

Und aus dieser schwarzen Wand traten zwei Untote wie die, die uns zuvor schon angegriffen hatten. Eine Naginata und ein Samuraischwert blitzten im Lampenlicht.

Die Beretta in meiner Rechten krachte zweimal. Die Schreckensgestalten mit den Ledermasken und Lederhandschuhen brachen zusammen. Ich schob ein neues Magazin ein, löschte die Lampe, die uns sowieso nichts nutzen konnte, und stieg über die gefallenen Leiber hinweg.

Diese Untoten waren keine Menschen, sonst hätte ich Skrupel gehabt, sie so einfach niederzustrecken. In ihren Körpern wohnte keine Seele mehr, nur eine dämonische Energie, die sie leben ließ. Der Geist war bis auf ein Minimum reduziert, einen freien Willen hatten sie nicht mehr.

Ihre Seelen aber litten im Jenseits Qualen, weil sie keine Ruhe finden konnten.

Ich trat durch die schwarze Wand, Suko folgte mir. Vor uns erstreckte sich eine dämmrige Höhle. Kein untoter Wächter und auch keine andere Horrorkreatur waren zu sehen. Ich schaute Suko an, eine Kopfbewegung, und wir eilten gemeinsam weiter.

An der nächsten Abzweigung hielten wir an.

»Sollen wir uns trennen?« fragte Suko.

Vereint waren wir doppelt so stark. Doch wenn wir uns trennten, hatte einer von uns eine Chance, wenn der andere in eine Falle lief. Die Entscheidung war schwer.

»Wir bleiben zusammen«, sagte ich schließlich. »Sonst verirrst du dich noch und fällst in den Vulkan.«

»Also los. Ich habe übrigens einen guten Trick auf Lager, falls uns eine Untotenmeute verfolgt, John.«

»Laß hören.«

»Ganz einfach. Du gibst nach rechts Handzeichen und biegst nach links ab. Todsicher.«

»Ich will mir's merken.«

Wir pirschten uns weiter vor. Noch immer regte sich nichts. Nur von ferne her waren seltsame Laute zu hören, Seufzen und Wispern. Wir drangen immer tiefer in das Höhlenlabyrinth ein. Mal stieg der Weg an, mal herrschte Gefälle. Die Luft war dumpf und warm und roch etwas nach Schwefel.

Im Dämmerlicht konnte man an die zehn Meter weit sehen, wenn die Strecke gerade war. Einige Male gerieten wir in Sackgassen und mußten wieder umkehren. Suko wurde ungeduldig.

»Ein albernes Spiel. Wenn es so weitergeht, laufen wir morgen früh noch in diesem Irrgarten herum, ohne Professor Hakato gefunden zu haben.«

»Wenn wir ihn nicht finden, er findet uns bestimmt.«

Ein Wispern und Wimmern war vor uns zu hören. Im nächsten Moment bog eine eigenartige Erscheinung um die Ecke. Sie sah aus wie ein mit einem Silberfadengespinst überzogener grauer Polyp. Eine Masse aus Rauch oder Schatten, mit Stielaugen. Das Wesen betrachtete uns und war sich offensichtlich nicht schlüssig, was es unternehmen sollte.

Kurz entschlossen klatschte ich in die Hände.

»Ksch! Ksch!«

Ich rezitierte eine Austreibungsformel. Suko hob den Silberdolch und griff an. Seine Schwäche nach dem Kampf mit dem Untoten hatte er längst überwunden.

Sein Arm mit dem Dolch fuhr bis zur Schulter in den Schattenkörper, und das Wesen stieß ein seltsames Kreischen aus. Es flüchtete, ein verdatterter Suko blieb zurück.

»Was war das? Es fühlte sich an wie kühle Watte. Aber dieses Ding lebte.«

»Das muß der Geist von Hamlets Putzfrau gewesen sein. Die nächsten Kreaturen Professor Hakatos, denen wir begegnen, werden sicher nicht mehr so harmlos sein.«

Ich behielt recht. Als wir weitermarschierten, waren wir plötzlich eingekesselt. Vor uns traten sechs Skelette aus einer Höhlenbiegung hervor und versperrten uns den Weg. Wir wollten zurückweichen, doch da standen ebenfalls Skelette. Drei Dämonische mit rotglühenden Augen und Händen und zwei Untote mit Ledermasken und schwarzen Kimonos hielten sich im Hintergrund.

Plötzlich glühten die Augen des vordersten Skeletts auf. Professor Hakatos Stimme sprach aus seinem Mund. Es war grotesk, wie sich die fleischlosen Kiefer bewegten. Obwohl keine Sprechwerkzeuge vorhanden waren, erklangen die Worte klar und deutlich.

»John Sinclair, Suko, ergebt euch, dann sollt ihr einen leichten Tod sterben. Wenn nicht, dann werden eure Qualen fürchterlich sein.«

Ich verstand, hätte aber nicht sagen können, welcher Sprache sich der Horror-Professor bediente.

»Zum letzten Mal. Hier spricht Professor Hakato, die rechte Hand des Schwarzen Todes. Werft alle Waffen und Dämonenbanner fort, und gebt auf!«

Die Übermacht war zu groß. Es gab auch keine Möglichkeit, an den dämonischen Kreaturen vorbei eine Waffe zu Professor Hakato zu schmuggeln. Wenn schon, dann wollte ich kämpfend untergehen.

Schon in der Schule hatte ich mir immer lieber die Nase blutig hauen lassen, als zu kneifen. Diesmal würde es wohl nicht bei einer blutigen Nase bleiben.

Ich riß die Beretta hervor und begann zu feuern. Ohrenbetäubend hallten die Schüsse in dem Höhlenlabyrinth. Doch ich hatte das

Magazin noch nicht leergeschossen, da waren die Knochenmänner schon heran.

Klappernd bewegten sich ihre Skelettfüße auf dem Felsboden, mit vorgestreckten Knochenhänden gingen sie uns von zwei Seiten an. Immerhin hatte ich drei getroffen. Ihre Totenschädel zersprangen, die Gebeine kollerten über den Boden. Eine vierte Silberkugel hatte das Schulterblatt eines Knochenmannes zertrümmert.

Ein knallharter Schlag hieb mir die Beretta aus der Hand. Im ersten Moment glaubte ich, mein Handgelenk wäre gebrochen. Doch ich konnte die Hand noch bewegen.

Die Skelette packten uns, ein wildes Handgemenge begann. Zwei Knochenmänner enthauptete Suko mit dem Silberdolch, bevor er ihm entrissen wurde. Ich knallte einem Skelett die Linke ans Kinn. Das hätte ich lieber nicht tun sollen.

Der Unterkiefer des Knochenmannes war so hart wie Stein. Der Schmerz schoß mir durch den ganzen Arm. Auch die Untoten griffen in den ungleichen Kampf ein, die Dämonischen hielten sich zurück. Suko hieb und trat um sich. Er verbog einigen Skeletten die Rippen, doch dann hatten sie auch ihn.

Drei Skelette und zwei Untote hatten mich gepackt. Der Unterarm eines Knochenmannes schnürte mir von hinten die Luft ab. Vor meinen Augen tanzten Sterne, in meinen Lungen stach es. Die Berührung der ledergesichtigen Untoten raubte mir die Kräfte und ließ Schwäche in meinen Körper rieseln.

Meine Willenskraft versagte, ich konnte kein Glied mehr rühren. Die purpurrot leuchtende Handfläche eines Dämonischen tauchte vor meinen Augen wie in Großaufnahme auf.

Aus, John Sinclair, dachte ich.

Ein Schlag mit der offenen Handfläche würde mir genauso den Kopf kosten wie dem unglücklichen Ministerialbeamten in Ryokan in Tokio.

Auch ein Geisterjäger konnte nicht immer gewinnen. Der Tod war da.

***

Die Sterne begannen zu verblassen, als der riesige Rote Dämon von Osten her über der Elfeinhalb-Millionen-Stadt Tokio auftauchte. Der Dämon streckte die Arme vor, die klobigen Beine standen etwas auseinander. Er lag waagrecht in der Luft, und in seinem roten Körper bewegten sich wirbelnde Gase.

Ein Kondensschweif wehte hinter dem Ungeheuer her. Völlig lautlos kam es über das schlafende Tokio. Der Rote Dämon stieß auf das Shibuya-Viertel im Westen Tokios nieder, eines der größten Einkaufs- und Vergnügungszentren der Stadt. Am Rand von Shibuya hatte sich auch Industrie angesiedelt.

Um diese Zeit – kurz nach drei Uhr morgens – hielten sich nicht sehr viele Menschen hier auf, und das war ein Glück. Die Gestalt des Roten Dämons zerfloß, die wabernde Masse schoß in den Bahnhof Shibuya und erfüllte das Yoyogi-Sportzentrum, das 1964 für die Olympischen Spiele errichtet worden war.

Noch hatte der Rote Dämon keinen Menschen verschlungen. Doch jetzt quoll er in die U-Bahnstation Shibuya, die im zweiten Stock des Kaufhauses Tokyo lag. Ein Nachtwächter des Kaufhauses wurde das erste Opfer.

Der Mann kam nicht einmal dazu, einen Schrei auszustoßen, so schnell hüllte ihn die rote Masse ein. Nichts blieb von dem Unglücklichen. Ein U-Bahnzug fuhr gerade am Bahnsteig vier ein. Nur der Zugführer und sechs müde Menschen saßen darin.

Als die Zugtüren sich öffneten, schoß der Dämon lautlos heran. Er hüllte die drei orangefarbenen Wagen ein. Schreiend fielen die Fahrgäste zu Boden. Die Ausstrahlung des Bösen und Teuflischen durchdrang sie und raubte ihnen die klare Besinnung.

Der Zugführer, der über Funk mit der Leitzentrale verbunden war, brüllte ins Mikrophon.

»Hilfe, zu Hilfe! Bei allen Ahnengeistern, rettet uns! Ah!«

Er brachte nur noch unartikulierte Laute hervor und sank vom Fahrersessel. Im nächsten Moment waren nur noch die Knochen zu sehen, und auch diese fielen auseinander und lösten sich auf. Auf einer der Bänke am Bahnsteig lag ein Stadtstreicher, so etwas gab es auch in Tokio.

Der zerlumpte Mann war mit Zeitungen zugedeckt. Der Hals einer Schnapsflasche ragte aus der Tasche seines Mantels, den er sommers wie winters trug. Er setzte sich gerade auf, sein Herz hämmerte bis zum Hals, wie das vieler Menschen in Tokio.

Yoshi Toyo sah nur noch Rot um sich herum. Er kratzte sich am Kopf. Dann griff er zur Fuselflasche. Ein tüchtiger Schluck würde die roten Nebel und das gräßliche Angstgefühl vertreiben, so dachte er. Doch er schaffte es nicht mehr, die Flasche an den Mund zu bringen.

Sie fiel aus der Knochenhand des auf der Bank sitzenden Skeletts und zerschellte am Boden.

Die Taxifahrerin Mariko Nasaka beförderte in ihrem gelben Datsun-Taxi zwei Fahrgäste vom Tokioter Hauptbahnhof nach Shibuya. Mariko Nasaka war übermüdet. Es fiel ihr schwer, die Augen offenzuhalten. Zunächst glaubte sie zu träumen, als plötzlich eine rote Masse die Straße verhüllte.

Sie trat voll auf die Bremse. Der Datsun geriet ins Schleudern, streifte parkende Fahrzeuge und blieb schließlich quer mitten auf der Straße stehen. Todesangst würgte Mariko Nasaka, die beiden Fahrgäste, zwei Männer mittleren Alters, schrien aus Leibeskräften. Ein kompakter

roter Nebel hüllte alles ein. Mariko Nasaka griff an ihre Kehle, als der Nebel in den Wagen eindrang.

Im 14. Stock eines Hochhauses in der Osakastraße hinterm Yoyogi-Sportzentrum befand sich die Redaktion des Tagesblattes ›Hayo‹, was Morgen bedeutet. In den unteren Stockwerken liefen die Druckmaschinen, die Auslieferung würde in Kürze beginnen.

Der Nachtredakteur gähnte. Er hatte sich die Zeit um die Ohren geschlagen und sehnte sich nach seinem Bett. Was sollte um diese Zeit auch schon passieren, wo jeder vernünftige Mensch schlief?

Die indirekte Beleuchtung war hinter den Vorhangschienen der Fenster angebracht. Durch den Blendeffekt konnte der Redakteur Kiyama Gonin nicht sehen, was draußen vorging.

Plötzlich spürte er ein völlig unerklärliches Angstgefühl. Er meinte, sterben zu müssen, ein Grauen, das er noch nie gekannt hatte, packte ihn. Es schnürte ihm den Atem ab.

Gonin erhob sich mühsam hinterm Schreibtisch und wankte zum Fenster.

Wollen mal frische Luft hereinlassen, dachte er, das kann nie schaden. Er begriff nicht, wie ihm geschah, als die rote Masse durch das halbgeöffnete Fenster quoll.

Tanaka Tabiru war Dreher bei den Kawasaki-Werken und hatte Frühschicht. Das hieß, daß er bereits um vier Uhr morgens die Stechkarte in die Stempeluhr stecken und an seiner Arbeitsstelle erscheinen mußte. Noch halb im Schlaf verließ er seine Wohnung in einem der wenigen Wohnblöcke im Shibuya-Viertel, fuhr mit dem Lift nach unten und marschierte durch den Flur zur Haustür.

Er war viel zu verschlafen, um die Ausstrahlung des Bösen richtig zu spüren. Er gähnte, daß es ihm fast den Unterkiefer ausrenkte, schaute auf die Armbanduhr und stellte fest, daß er sich sputen mußte, um rechtzeitig zur U-Bahnstation zu gelangen.

Ach, dachte er, wenn ich doch nur nicht in die dämliche Fabrik zu gehen bräuchte!

Sein Wunsch wurde ihm erfüllt, sowie er die Haustür öffnete.

***

»Halt!« hallte Professor Hakatos Stimme. »Ich will sie vor mir sehen, bringt sie zu mir!«

Die purpurrote Handfläche stoppte wenige Zentimeter vor meinem Gesicht. Je zwei Skelette hielten mich und Suko an den Armen fest. Das wäre nicht nötig gewesen, denn die Berührung der Untoten hatte uns beiden jede Kraft und jeden Widerstandswillen geraubt.

Ein Untoter durchsuchte uns. Er nahm mir die Gnostischen Gemmen und die magische Kreide ab. Die Beretta und Sukos Silberdolch hatten Professor Hakatos Kreaturen schon in Besitz.

Jetzt schleppten sie uns weg zu einer riesigen Felsenhöhle. Wir mußten willenlos mitstolpern. In der großen Höhle brachten sie uns über eine Brücke, die einen breiten Felsspalt überquerte, und eine steinerne Treppe hoch. Zwei Skelette führten mich, zwei Suko, der sich ebensowenig wehren konnte wie ich.

Zwei weitere Skelette, zwei Untote und ein Dämonischer folgten.

Die Untoten brachten unsere Ausrüstung mit. Professor Hakato erwartete uns in der Zentrale mit den Monitoren, dem Schaltpult und der runden Panzerglasscheibe in der Felswand, hinter der ein rotes Gebrodel zu sehen war.

Das Gehirn und Lebenszentrum des Roten Dämons. Die Untoten legten mir und Suko wieder die Hände auf die Schultern, sobald wir vor Hakato standen. Die wenige Kraft, die in uns zurückgekehrt war, verschwand.

Nun, da ich Professor Hakato Auge in Auge gegenüberstand, konnte ich nicht einmal Haß und Empörung aufbringen. Auch mein Geist war wie gelähmt. Nur in meinem Unterbewußtsein brodelte es.

Auf Hakatos hageren Wangen glühten hektische rote Flecke.

»Habe ich euch endlich!« kreischte er und fuchtelte mir mit seinen Spinnenfingern vor der Nase herum. »Der Geisterjäger John Sinclair und sein Freund und Gehilfe Suko sind in meiner Gewalt. Das ist heute der größte Tag in meinem bisherigen Leben, denn in wenigen Minuten wird sich auch der Rote Dämon aufs Shibuya-Viertel in Tokio niedersenken. Er wird fressen und fressen und wachsen und wachsen. Ganz Tokio wird ihm zum Opfer fallen. Ich bin der Shogun, der Herr von ganz Japan! Japan gehört den Dämonen!«

Er lachte wie ein Irrer und tanzte auf und ab. Ich konnte ihm nicht einmal sagen, was ich von ihm hielt.

»Werft sie in den Abgrund«, sagte Hakato. »Ich habe keine Zeit, mich jetzt mit ihnen zu befassen, ich muß den Roten Dämon lenken. Ihre Ausrüstung legt auf den Tisch dort, ich will sie mir später ansehen. John Sinclair, du wirst die Substanz für den nächsten Roten Dämon bereichern. Aus jenem Felsspalt werden nämlich noch weitere steigen. – Bringt das Geschmeiß weg!«

Die Skelette, die uns an den Armen gepackt hielten, schleiften uns fort. Von der Zentrale weg, die Steintreppe hinunter und zum Felsspalt. Immerhin hatten die Untoten von uns abgelassen. Sie wie auch die Dämonischen schickte Professor Hakato woanders hin.

Mit größter Willensanstrengung versuchte ich, meine Schwäche abzuschütteln. Doch vergebens, ich brachte es nicht fertig, Widerstand zu leisten. Schon standen wir am Rand des fast vier Meter breiten Felsspalts, in dessen Tiefe ein roter Nebel wolkte. Dort entstand bereits ein neuer Roter Dämon, der aber noch einige Zeit brauchen würde, um auszureifen.

Für uns bedeutete das keinen Unterschied.

»Wartet!« ertönte da die magisch übertragene Stimme Hakatos. »Stoßt sie nicht hinunter, sondern senkt sie mit der Plattform ganz langsam hinab. Sie sollen ihre Todesangst auskosten.«

Ein teuflisches Gelächter folgte. Die Skelette und die beiden Untoten aber gehorchten. Sie führten uns zu dem Ladebaum, hängten den Haken am Stahlseil an der Halterung der Plattform ein und ließen uns auf derselben niedersetzen. Ein Skelett betätigte die Elektrowinde.

Die Plattform hob einige Zentimeter vom Boden ab und wurde über den Felsspalt geschwenkt. Mit der langsamsten Senkgeschwindigkeit sank sie tiefer. Drei Meter über den obersten Nebelfetzen hielt sie zum ersten Mal an. Hitze und übler Gestank herrschten hier unten und ließen uns das Atmen schwer werden.

Ich spürte, wie die Lähmung mich allmählich verließ. Hakato wollte uns langsam sterben lassen doch damit gewannen wir Zeit.

Schon konnte ich meine Arme bewegen, dann vermochte ich aufzustehen. Auch Suko erhob sich. Da setzte sich die Plattform in Bewegung und sank um zwei Meter tiefer. Ein leises Zischen drang aus dem roten Nebel in unsere Ohren. Wir spürten die Ausstrahlung des Bösen, und vielleicht half sie uns.

Die Angst, die sie hervorrief, vertrieb die letzte Lähmung.

Die Skelette und die Untoten oben am Rand des Abgrunds brauchten nicht in die Tiefe zu schauen. Sie sahen die Markierung an der Winde und wußten, wann wir in das rote Gebrodel eintauchen würden.

Sich an unserem Todeskampf zu weiden, lag ihnen fern. Sie waren stumpfsinnige Kreaturen, die allein Hakatos Willen erfüllten. Der Professor selbst war zu sehr mit der Lenkung des Roten Dämons über Tokio beschäftigt, um sich um uns zu kümmern.

Wilder Zorn erfaßte mich, wenn ich an Hakatos teuflischen Plan dachte. Ich schlenkerte mit den Armen und drückte ein paar Kniebeugen, um festzustellen, ob ich schon wieder kräftig genug war.

»Wir müssen an der Felswand hochklettern«, sagte ich zu Suko. »Sie ist uneben und bietet genug Vorsprünge. Es muß schnell gehen. Wir dringen zu Hakato vor und überwältigen ihn.«

Suko schaute skeptisch drein, aber er nickte. In diesen Momenten war ich eiskalt. Das große Zittern kommt bei mir immer erst nachher, wenn alles ausgestanden ist. Von der Plattform aus war es nicht schwer, die Felswand zu erreichen. Ich klammerte mich fest, stieg ein Stück höher und verschnaufte kurz. Mein angeschlagenes rechtes Handgelenk schmerzte, doch darauf durfte ich jetzt keine Rücksicht nehmen.

Auch Suko klebte bereits an der Felswand. Die Winde quietschte, als die Plattform wieder tiefer sank und die Oberfläche des roten Nebels zog über die Plattform hin.

Der dämonische Nebel hätte uns ganz langsam aufgezehrt, wären wir noch auf der Leichtmetall-Plattform gewesen. Doch das waren wir nicht. Wir kletterten vielmehr höher, und noch bevor ich oben war, senkte sich die Plattform tief in den Nebel hinein.

Ein Hebel rastete ein, die Winde war arretiert. Als ich vorsichtig über die Felskante spähte, sah ich die vier Skelette und die zwei Untoten abziehen. Sie hatten uns abgeschrieben. Sobald sie weit genug weg waren, schwang ich mich über die Felskante und reichte Suko die Hand, um ihm etwas zu helfen.

Meine Knie zitterten, das Herz hämmerte, und der kalte Schweiß perlte auf meiner Stirn. Ich spürte die Schwäche doch noch. Aber wir konnten uns nicht aufhalten.

Ich gab Suko einen Wink, und wir liefen los, über den unebenen Boden zu der Steintreppe hin, die zu Professor Hakatos Wohnräumen und der Zentrale führte. Doch auf der Treppe kamen uns von oben ein Dämonischer und ein Skelett entgegen.

Sie stockten, dann näherten sie sich uns, um uns zu erledigen.

»Ich nehme das Rothändchen, du den Knochenheinrich!« sagte ich zu Suko.

Die roten Augen des dämonischen Mannes glühten mich an. Seine zerstörenden Hände griffen nach meinem Gesicht. Ich zog den Kopf weg, drehte mich halb um die eigene Achse, packte den eine Stufe über mir Stehenden unter der linken Achsel und warf ihn mit einem bildschönen Judowurf über die Schulter.

Radschlagend sauste er die Treppe hinunter. Schmerzen spürte er keine, auch wenn er sich etwas brach. Immerhin waren wir ihn für die erste Zeit los.

Suko, der auf der Treppe knapp neben mir Platz fand, wurde auf seine Art mit dem Skelett fertig. Zwei knallharte Karateschläge mit der Handkante, und die Schienbeine des Knochenmannes flogen weg. Er fand sich auf den Knien wieder.

»Sumimasen, entschuldigen Sie«, sagte Suko, um seine gute Kinderstube zu beweisen.

Als Karatekämpfer war er ungeheuer gelenkig. Er riß das rechte Bein hoch und traf den Knochenmann mit einem Fersenschlag seitlich am Kopf, daß ihm der Skelettschädel wegflog. Das kopflose Skelett blieb liegen.

»Weiter«, sagte Suko. »Akademiker soll man nicht warten lassen.«

Damit meinte er Professor Hakato. Wir stürmten die restlichen Stufen hoch. Die Türen waren nicht verschlossen. Sekunden später standen wir in der Zentrale von Professor Hakato. Er hatte die Augen geschlossen, ein ekstatischer Ausdruck prägte sein Gesicht.

In der roten Masse hinterm Panzerglas wirbelte und pulsierte es, das Gehirn des Roten Dämons war in Aufruhr.

»Der Rote Dämon – ist in – Tokio!« stieß Professor Hakato hervor.
Noch hatte er uns nicht bemerkt. Ein ungeheurer Zorn erfaßte mich. Als der dämonische Professor die Augen aufriß und Suko und mich anstarrte, traf ihn meine Faust. Hakato flog gegen das Schaltpult und rutschte daran zu Boden.
Ich ergriff meine Beretta, die Ersatzmagazine, die Gnostischen Gemmen und die magische Kreide. Suko packe seinen Silberdolch.
Hakato war bewußtlos, außer uns befand sich niemand in seinen Räumen. Sekundenlang wußte ich nicht, was ich tun sollte.
Dann packte ich die Beretta und jagte das restliche Magazin und ein weiteres ins Panzerglas. Ich feuerte immer auf dieselbe Stelle. Die ersten Geschosse blieben im Panzerglas stecken, es splitterte, Risse durchliefen die Scheibe.
Dann schlugen die Kugeln durch, ins Gehirn des Roten Dämons. Die rote Masse zuckte. Ein dünner Nebelschleier quoll aus dem gezackten Loch im Panzerglas, der Nebel breitete sich rasch aus.
»Weg hier!« rief ich Suko zu. »Wir nehmen Professor Hakato mit.«
»Was ist mit dem Silbernen Shinto-Schrein?« fragte mein chinesischer Freund.
»Den holen wir uns. Wir müssen Hakato zu sich bringen.«
Suko lud sich den Horror-Professor so mühelos über die Schulter, als sei er eine Strohpuppe, während ich das Magazin der Beretta auswechselte. Ich riß die nächstbeste Tür auf. Sie führte in Hakatos Wohnzimmer. Suko folgte mir, und durch eine andere Tür gelangten wir in einen Ruheraum.
Hier legte Suko auf meinen Wink Hakato auf die Strohmatten nieder. Er tätschelte seine Wangen nicht allzu sanft.
»Durchsuche ihn zunächst«, ermahnte ich Suko. »Sonst könnte es sein, daß du ein Messer im Leib hast, sobald er zu sich gekommen ist.«
Suko folgte meinem Rat. Er fand eine kleinkalibrige Pistole und eine Flasche mit einem schwarzen Pulver in Hakatos Kimonotaschen, außerdem noch ein paar Kleinigkeiten zum persönlichen Gebrauch. Er warf alles in die Ecke.
Ich wartete atemlos und mit schußbereiter Beretta. Noch zeigten sich Professor Hakatos Horrorkreaturen nicht. Immerhin hatten wir den Professor als Geisel.
Endlich schlug Hakato die Augen auf. Sein Gesicht verzerrte sich zu eine gräßlichen Grimasse, und er überschüttete uns nur so mit Flüchen und Verwünschungen.
Suko hob die Handkante zu einem knallharten Schlag.
»Halt!« stoppte ich ihn und richtete die Pistole auf Hakato. »Stell ihn auf die Beine!«
Suko riß Professor Hakato hoch. Dieser betastete sein Kinn, das eine rote Stelle aufwies und geschwollen war. Er suchte in seinen

Kimonotaschen herum, dann sah er ihren Inhalt in der Ecke liegen. Von draußen ertönten dumpfe Rufe.

»Hakato«, sagte ich, »Sie sind in unserer Gewalt. Ich habe keine Hemmungen, Sie zu erschießen, wenn Sie nicht Ihre Monster zurückschicken und uns den Silberschrein mit den Gebeinen des Zen-Begründers Dogen aushändigen. Sie haben genau drei Sekunden. Zwei zum Überlegen. – Eins. – Zwei!«

»Stopp!« rief Hakato und hob die Rechte. Er verstand meine Worte, mein Gesichtsausdruck sagte ein übriges. »Es soll geschehen. Aber ihr müßt mich freilassen, sobald ihr aus dem Höhlenlabyrinth draußen seid.«

Ich überlegte. Ich hatte Hakato geblufft. Wie er auch sein mochte, er war doch noch zumindest zum Teil menschlich. Wenn auch bestimmt nicht in moralischer Hinsicht. Ich hätte ihn nicht einfach erschossen. Aber Hakato beurteilte mich nach seinen Maßstäben, und da gab es für ihn keinen Zweifel.

Natürlich wollte er uns hereinlegen. Aber er rechnete vermutlich nicht mit den Drachengleitern. Alles hing davon ab, ob der Taifun-Dämon Kamikaze schnell genug auf den Plan treten würde.

»Einverstanden, Hakato. Beeilen Sie sich.«

Daß ich einige Kugeln ins Gehirn des Roten Dämons gejagt hatte, sagte ich ihm nicht. Das würde er schnell genug merken.

Ich drehte Hakato den rechten Arm auf den Rücken, setzte die Beretta an seine Schläfe und führte ihn zur Tür. Skelette, Untote und Dämonische drängten sich draußen im schmalen Korridor. Professor Ota Hakato scheuchte sie mit gezischten Befehlen weg.

Ein Untoter sagte etwas mit heiserer Flüsterstimme. Hakato bäumte sich so heftig auf, daß er beinahe meinen Polizeigriff gesprengt hätte. Er hatte unwahrscheinliche Kräfte, doch ich hielt ihn.

»Sinclair«, stieß er hervor. Er sprach meinen Namen richtig aus. »Sie haben ins Gehirn des Roten Dämons geschossen. Das… das…«

»Mit Silberkugeln«, antwortete ich. »Was wird geschehen?«

Hakato keuchte und fletschte die Zähne.

»Ich weiß es nicht. Ich weiß es wirklich nicht.«

»Führen Sie uns jetzt zu dem Silberschrein. Schnell, sonst teilen Sie das Schicksal des Roten Dämons.«

»Wir brauchen jenen Schlüssel dort«, sagte Hakato und wies mit dem dünnen Zeigefinger der Linken in die Ecke.

Suko hob den Schlüssel auf. Hakatos Horrorwesen waren fort, niemand hielt uns auf. Durch ein Laboratorium, eine Kreuzung von hochmoderner Forschungsstätte und mittelalterlicher Alchimistenkammer, und einen düsteren Tempel führte uns Hakato. In dem dunklen Felsentempel hing über einem Felsaltar, auf dem Totenschädel und Knochen lagen, ein naturgetreu ausgeführtes

Rollenbild des Schwarzes Todes.
Es war so realistisch, daß ich fast darauf geschossen hätte, die großen weißen Augen schienen mich anzustarren.
»Weiter, Hakato! Wo ist der Schrein jetzt?«
»Hinter der Gitterfalltür dort. Suko muß den Schlüssel in den Metallschlitz rechts von der Tür schieben und umdrehen.«
Wir schauten zunächst durch die Gittertür mit den fast armdicken Eisenstäben. Auf einem schwarzen Steinsockel stand ein kunstvoll gearbeiteter silberner Schrein, nicht viel größer als ein Schreibmaschinenkoffer.
Eine silberne Aura umgab ihn. Düster war es in der Felsenkammer. In die dunklen Nischen in den Wänden konnten wir nicht hineinblicken. Ein seltsames Wispern und Raunen war zu hören.
Ich studierte den Raum genau, mein Instinkt warnte mich. Hakato, den ich nach wie vor im Polizeigriff hielt, führte bestimmt noch etwas im Schilde. Doch ich konnte nicht lange zögern.
»Öffne die Tür, Suko«, sagte ich bestimmt, »und nimm den silbernen Schrein an dich. Ich werde dich mit der Pistole decken.«
Suko schob den Schlüssel in den Schlitz, und fast lautlos begann das Gittertor mit den Spitzen unten sich zu heben. Es verschwand in einer eigens dafür vorgesehenen Öffnung im Felsen. Suko trat in die Felsenkammer, die etwa einen Durchmesser von fünf Metern hatte, und näherte sich dem Shinto-Schrein.
Da ertönte ein Knirschen. Eine Gestalt löste sich aus der Dunkelheit einer Felsennische, die Naginata in der Faust. Diese Erscheinung trug einen Eisenhelm, eine gräßliche, eiserne Gesichtsmaske, einen Panzer aus Eisenlamellen und eiserne Beinschienen.
Ein vollständig gewappneter Samurai stand vor uns.
»Befehlen Sie ihm, die Schwertlanze fallen zu lassen, Hakato!« sagte ich.
Doch Professor Hakato lachte nur höhnisch.
»Das ist ein Schatten-Samurai, keine Waffe kann ihn töten. Er wird euch alle beide umbringen, auch wenn ich dabei sterbe. Der Schwarze Tod wird einen Weg finden, mir wieder zu einer dämonischen Existenz zu verhelfen, mir, seinem getreuen Diener!«
Ssssstt, die Schwertlanze zischte durch die Luft auf Sukos Hals zu. Sie hätte ihm glatt den Kopf abgetrennt. Aber Suko duckte sich gedankenschnell. Der tödliche Hieb verfehlte ihn um Haaresbreite.
Ich feuerte das Magazin der Beretta leer. Siebenmal krachte die mit Silberkugeln geladene Pistole. Die leeren Hülsen klirrten auf dem Felsboden, Pulverqualm stieg auf.
Zwei Querschläger prallten von der Rüstung des Schatten-Samurais ab und schwirrten durch die Felskammer. Drei Geschosse fielen abgeplattet zu Boden, und zwei durchschlugen die Rüstung. Doch sie

konnten den Unheimlichen nicht stoppen. Er zeigte keinerlei Wirkung.
Er rückte weiter vor und hieb wieder nach Suko. Er deckte ihn mit Schlägen ein. Suko hatte alle Mühe, der mörderischen Naginata zu entgehen. Er bewegte sich so, daß der schwarze Sockel mit dem Silberschrein sich immer zwischen ihm und dem Schatten-Samurai befand.
Die silbrige Aura schien den Unheimlichen zu stören.
Meine Kugeln hatten ihm nicht geschadet. Bis er Suko erwischte, war nur eine Frage der Zeit, und dann ging es mir an den Kragen. Es blieb mir keine andere Wahl, als Hakato noch einmal zu betäuben. Mein Würgegriff raubte ihm binnen Sekunden das Bewußtsein.

***

Der Schatten-Samurai kehrte mir den Rücken zu, als ich den bewußtlosen Hakato zu Boden gleiten ließ und ihn ansprang. Ich saß auf seinem Rücken, und ich sorgte dafür, daß er seine Naginata nicht mehr gebrauchen konnte. Eine eisige Kälte ging von dem Schatten-Samurai aus.
Sie kroch mir bis ins Knochenmark.
»Reiß ihm den Helm und die Maske ab, Suko!« rief ich. »Schnell, ich kann ihn nicht mehr lange halten.«
Suko sprang den Schatten-Samurai, der mich wild abzuschütteln versuchte, an wie ein Tiger. Sein Silberdolch blitzte. Er durchtrennte die Lederbänder, die Helm und Eisenmaske hielten, und warf beides zur Seite. Der Kopf, der unter dem Helm gesteckt hatte, war eine dunkle Schattenmaske von eisiger Kälte.
Wie Rauch wolkte es von ihr auf. Ich ließ den Schatten-Samurai los, fiel mit der Seite auf den Fußboden und raffte mich gleich wieder auf. Ich packte meine leergeschossene Beretta, die am Boden lag, und kauerte an der Felswand.
Suko war zurückgewichen.
Der Schatten-Samurai gab dumpfe Töne von sich. Ein Rauch stieg aus seiner Rüstung, wolkte zur Decke empor, wo er hängenblieb. Die Rüstung hatte den unverwundbaren Schatten-Samurai zusammengehalten. Jetzt, da er des Helms und der Maske beraubt war, löste er sich auf, nur ein wabernder dunkler Rauch unter der Felsdecke blieb.
Die Arme fuchtelten noch ein paarmal, dann polterte der Lamellenpanzer auf den Boden. Suko und ich atmeten auf. Suko nahm den Silberschrein, der nicht allzuviel wog, und klemmte ihn unter den linken Arm.
»Nichts wie raus hier, John!«
»Aber klar. Wir wollen die Gastfreundschaft des Herrn Professor nicht länger in Anspruch nehmen.«

Ich lud die Beretta nach. Als wir die Felsenkammer verließen, sah ich auf den bewußtlosen Hakato nieder. Doch ich brachte es nicht über mich, auf den Wehrlosen zu schießen, auch wenn sich das als ein großer Fehler herausstellen sollte. Suko eilte voran.

»Wo bleibst du, John?«

»Bin schon unterwegs. Laß die Absätze qualmen, alter Junge. Den Shinto-Schrein haben wir, jetzt machen wir die Fliege.«

***

Wie wir es aus dem Höhlenlabyrinth ins Freie schafften, weiß ich nicht mehr. Ich erinnere mich nur noch, daß wir durch die Höhlen rannten, daß unheimliche, dumpfe Schreie gellten und daß ich mehrmals auf Skelette, Untote und dämonische Kreaturen schoß. Die Schatten waren harmlos, sie hatten vor uns mehr Angst als umgekehrt.

Es war der silberne Shinto-Schrein mit Dogens Gebeinen, seine magische Aura, die uns Professor Hakatos Horrorgestalten vom Hals hielt. Vielleicht leitete uns auch der Geist Eisai Kaorus oder Dogens, jedenfalls standen wir irgendwann keuchend und in Schweiß gebadet auf dem Felsplateau unterhalb des gezackten Vulkankraters.

Wir hatten es bis hierher geschafft. Wir liefen zu den Felsbrocken hin, hinter denen wir die zerlegten Drachengleiter versteckt hatten, und begannen in aller Eile, sie zusammenzubauen. Wir ahnten, daß wir noch nicht in Sicherheit waren.

Da kam auch schon Professor Hakato. Eine Geheimtür in der Felswand öffnete sich und der glatzköpfige, dämonische Professor mit dem mit Todessymbolen bedruckten schwarzen Kimono stürzte mit Schaum vor dem Mund hervor. Skelette und Untote mit Samuraischwertern und Naginatas und brüllende Untote folgten ihm.

Hakato hielt eine Maschinenpistole in den Händen. Jetzt, da seine magische Macht schwer angeschlagen war, nahm er zu anderen Mitteln Zuflucht. Die MPi bellte, und Kugeln flogen uns um die Ohren. Wir duckten uns eilig in Deckung.

Wenn wir mit den Drachengleitern von der Steilwand hinab ins Meer schwebten, würde uns Professor Hakato glatt durchsieben. Er eilte einige Schritte weiter und stand jetzt genau am Ufer jenes brodelnden Sees auf der Felsplattform, von dem etwas Dampf aufstieg.

Die Nacht war heller geworden, die Sterne begannen zu verblassen. Hakato trieb seine Horrorgestalten, die wegen des magischen Shinto-Schreins nicht so recht an uns wollten, mit Flüchen, Verwünschungen und Beschwörungen an. Er legte abermals die Maschinenpistole an.

Ich wollte aus der Deckung der Felsen zurückfeuern. Doch Hakato war auf der Hut. Urplötzlich verhüllte ihn eine schwarze Wand, er bot kein Ziel mehr. Resigniert senkte ich die Pistole. Es sah nicht mehr so aus, als würden wir hier wegkommen.

Die Maschinenpistole ratterte aus der Dunkelheit. Ich sah nicht mal das Mündungsfeuer.

Da sprach eine Stimme in meinem Geist, die Stimme Eisai Kaorus.

»Der Geist beherrscht die Waffe und lenkt auch deine Kugel. Denk an das, was ich dir an Bord der ›Wako‹ gesagt habe, John Sinclari. Du mußt Hakato niederstrecken, er darf den Shinto-Schrein nicht wieder an sich bringen.«

Das Blut brauste in meinen Ohren. Ich schloß die Augen, zielte und bemühte mich, ganz ruhig zu sein. Mein letztes Magazin steckte in der Beretta, mehr als ein oder zwei Patronen konnte es nicht enthalten. Wenn ich sie umsonst verfeuerte, war alles verloren.

Plötzlich erfüllte mich eine tiefe Ruhe. Ein sanfter Hauch streifte mich. Ja, ich würde treffen, es gab keinen Fehlschuß. Ich sah das Ziel vor meinem geistigen Auge.

Die Beretta krachte zweimal. Mir war nicht bewußt, daß ich abgedrückt hatte.

Aber ein Schrei ertönte hinter der dunklen Wand, kurz darauf ein Aufklatschen. Im nächsten Augenblick schoß ein Dampf hervor, und ein gewaltiges Zischen ertönte.

Der Geysir brach aus, eine Säule kochenden Wassers stieg an die zwölf Meter hoch. Sie schleuderte Professor Ota Hakato mit empor, sein Körper im klatschnassen Kimono tanzte auf der Wassersäule wie ein Tennisball auf der Fontäne eines Springbrunnens.

Die Finsternis wich, und Suko und ich sahen Hakatos Horrorkreaturen scheu zurückweichen. Ob meine Silberkugeln den dämonischen Professor getötet hatten oder ob der kochende Geysir ihm den Rest gab, war nicht festzustellen.

»Leb wohl, John Sinclari«, wisperte Eisai Kaorus Stimme ganz schwach in meinem Gehirn. »Kamikaze kommt. In Tokio hat sich der Rote Dämon zu Dampf verflüchtigt, nur eine Handvoll Menschen ist ums Leben gekommen. Sayonara.«

Der Geysir sank in sich zusammen. Professor Hakato trieb tot auf dem Wasser. Mit rasender Schnelle verfinsterte sich der Himmel. Ein stürmischer Wind trieb die letzten Dampfwolken vom Kratersee.

Die gewaltige Stimme des Taifun-Dämons Kamikaze drang aus den schwarzen Sturmwolken: »Da bin ich, ihr beiden Würmer. Ich bringe euch mitsamt dem Shinto-Schrein ins Segelboot hinab. Dann seht zu, daß ihr mir aus dem Weg kommt und daß die Inselbewohner evakuiert werden, damit ich richtig loslegen kann. Ich wühle das Meer auf, erschüttere die Insel in ihren Grundfesten und sorge dafür, daß der Sumisu-Vulkan ausbricht. So wahr ich der große Kamikaze bin, in Hakatos Höhlenlabyrinth bleibt nichts heil. Seine Monster sollen mit ihm zugrunde gehen, für sie ist auf dieser Welt kein Platz! Hohoho, hahaha, jetzt kann ich mich endlich mal wieder richtig austoben!«

»Das wurde auch Zeit, daß du eingreifst, du Windbeutel!« rief ich ins Brausen des Sturmes. »Und mach auch ganze Arbeit, keine Sprüche, ja? Sonst kündige ich dir die Freundschaft.«

»Du Wanze, du Zwerg! Ich sollte dich zerschmettern, doch irgendwie mag ich dich. Chotto matte, einen Augenblick, dann geht es los!«

Eine Windhose packte mich und Suko, der den Shinto-Schrein unterm Arm trug, und beförderte uns von der Steilwand aufs Meer hinauf. Tomoe erwartete uns im Segelboot.

***

Die sechs Fahrgäste in der U-Bahn am Shibuya-Bahnhof, die Taxifahrerin Mariko Nasaka und ihre zwei Mitfahrer, der Nachtredakteur Kiyma Gonin und viele andere, die der Rote Dämon schon gepackt hatte, überlebten. Denn schon die Silberkugeln in seinem Lebenszentrum lähmten das Horrorwesen. Es verzehrte seine Opfer nicht mehr.

Diese waren gelähmt, für sie stand zwanzig Minuten lang die Zeit still. In dieser Zeitspanne begann die Tokioter Feuerwehr bereits einen Katastropheneinsatz. Doch bevor er noch richtig in Gang geraten war, begann der Rote Dämon sich aufzulösen.

Professor Ota Hakato war nämlich tot. Ein roter Dampf stieg in den Himmel empor und verflüchtigte sich. Ratlose Menschen blieben zurück, nur fünf Personen waren spurlos verschwunden. Der Flugzeugträger ›Tokugawa‹ evakuierte die Einwohner der Insel Sumisu, knapp über hundert Männer, Frauen und Kinder.

Ein Schnellboot der japanischen Kriegsmarine nahm Suko, Tomoe und mich an Bord und brachte uns zum ›Tokugawa‹, von dem ein Überschalljäger uns nach Tokio transportierte. Über Sumisu aber begann der schlimmste Taifun zu toben, den Japan seit Jahrhunderten erlebt hatte.

Drei Tage lang wütete der Taifun-Dämon Kamikaze. Er machte sein Wort wahr. Sogar der Sumisu-Vulkan brach aus, und von Professor Hakatos Stützpunkt blieb nichts übrig. Der Überfall des Roten Dämons auf die japanische Hauptstadt wurde von den offiziellen Stellen abgewiegelt.

In einem chemischen Werk in Shibuya habe es eine Panne gegeben, so hieß es. Deshalb sei das ganze Stadtviertel von einem roten Dampf eingehüllt gewesen und viele Menschen hatten eine Beklemmung verspürt. Diese Angaben glaubte man nur allzugern.

Die wenigen Eingeweihten, die es besser wußten, zogen es vor zu schweigen. Suko und ich sollten den Orden der aufgehenden Sonne, die höchste Auszeichnung Japans, vom Tenno persönlich erhalten. Doch ich lehnte ab. Schließlich hatte ich nur meine Pflicht getan, so wie ich sie sah.

Ein Blitztelegramm rief mich nach London zurück, ein neuer, dringender Fall lag an. Inzwischen gab man in Tokio meine und Sukos Anwesenheit zu. Gern wäre ich noch ein paar Tage bei Tomoe geblieben, der schönen und mutigen Geisha.

Doch das war nicht möglich. Kamikaze tobte noch über Sumisu, als Suko und ich auf dem Haneda-Flughafen in die Maschine kletterten. Die Japaner hatten uns mit großem Bahnhof verabschiedet.

Suko sah mich von der Seite an.

»Kamikaze hat eine Schwäche für dich, John. Es ist nicht gerade alltäglich, daß jemand einen Taifun zum Freund hat. Darauf kannst du dir etwas einbilden.«

»Ich habe schon merkwürdige Freunde. Sogar ein chinesischer Karatekämpfer mit fünf Daumen an jeder Hand und einem Kopf, der nur zum Dachziegel zertrümmern taugt, ist darunter.«

Worauf Suko den Kopf abwandte und die nächsten zwei Stunden kein einziges Wort mehr mit mir sprach.

Ich überlebte es. Ich überstand es auch, als ich Superintendent Powell gleich in London vom Airport aus anrief und er mich als erstes fragte: »Wie ist denn das Wetter in Japan? Ich hörte, da war ein Taifun in der Nähe Ihres Einsatzortes?«

»Halb so wild, Sir.«

»Dachte ich mir's doch. Seien Sie froh, daß Sie nicht hier waren, John. Hier hat es drei Tage lang nur geregnet.«

ENDE